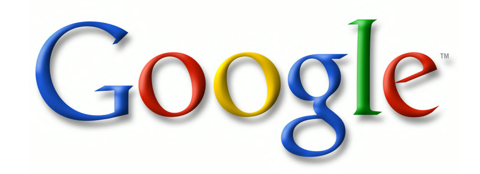


asler Taschenbuch

auf das Jahr 1853.

Herausgegeben

von

Dr. Wilh. Theod. Streuber,

Professor.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



E. Wolf fec. Lith. G. Wolf in Basel

Simon Grynæus.

Geb. 1493. Gest. 1541.

Basler Taschenbuch

auf

das Jahr 1853.

Herausgegeben

von

Dr. Wilh. Theod. Streuber,

Professor.

Vierter Jahrgang.

Basel,

Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.

1853.

Schweighauser'sche Buchdruckerei in Basel.

Vorwort.

Das Basler Taschenbuch erscheint auch dieses Jahr wieder in seiner bekannten Haltung und Tendenz.

Basels an bedeutenden Männern so reiche Vorzeit hat dem Herausgeber Veranlassung zu zwei Darstellungen gegeben, die beide chronologisch sich aneinander reihen und in die mächtige Geistesthätigkeit des sechszehnten Jahrhunderts uns einen Blick thun lassen. Die Vorlesung über Simon Grynäus ist schon vor längerer Zeit hier gehalten worden. Der Verfasser beabsichtigte anfänglich, sie erst dann dem Druck zu übergeben, wann er durch Erforschung aller Quellen über alle Lebensverhältnisse und Thätigkeiten des berühmten Mannes vollständig unterrichtet sein würde. Da jedoch dieß mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, indem die Quellen in den Archiven verschiedener Städte zerstreut sind, so hat er sich entschlossen, um öftern Anfragen zu entsprechen, diese Vorlesung einstweilen in der Gestalt erscheinen zu lassen, wie sie früher gehalten wurde.

Weniger Schwierigkeit verursachte die Abhandlung über Celio Secondo Curioni und seine Familie, indem hiefür die Quellen in unsern Bibliotheken reichlicher flossen. Der Verfasser gesteht, daß es ihm große Befriedigung gewährte, das vielbewegte Leben und Wirken dieses ausgezeichneten, zu Basel eingebürgerten Italieners zu zeichnen, sowie die Nachrichten über seine seltene Familie zu sammeln, mit welcher mehrere Geschlechter unserer Vaterstadt durch Abstammung zusammenhängen.

Die Beschreibung der schon vielfach, aber nicht immer glücklich geschilderten Gegend am östlichen Ende des Genfersees will durchaus keine höhern Ansprüche machen. Der Verfasser beabsichtigte bloß, denjenigen, welche in jener Gegend längere oder kürzere Zeit verweilt, ein Gedenkblatt in die Hand zu geben, mit Nachweisungen und Zusammenstellungen, die sie anderwärts nicht finden möchten. Wenn sich beim Durchlesen derselben dem Einen oder Andern eine angenehme Erinnerung an jene reizenden Gefilde auffrischen sollte, so wird der Zweck des Verfassers vollkommen erreicht sein.

Für die Geschichte des Kriegswesens in unserer Stadt liefert der Aufsatz des Herrn Dr. D. A. Fechter: „Das erste Vorhandensein des Schießpulvers und der Feuergeschütze in Basel" einen neuen und sehr interes-

santen Beitrag, indem darin bisher ganz unbekannte Thatsachen mitgetheilt werden. Deßgleichen wird man in den Miscellen zur Basler Geschichte einige werthvolle historische Aufschlüsse finden.

Das Verzeichniß der in Basel erschienenen oder von Baslern verfaßten Schriften soll, wie früher, die Bewegung auf dem litterarischen Gebiete während des ververflossenen Jahrs veranschaulichen.

Es sind dem gegenwärtigen Jahrgange drei von Herrn E. Wolf gezeichnete Lithographien beigegeben. Die eine stellt den Simon Grynäus dar nach dem in der Aula unsers Museums hängenden Oelbilde; die beiden andern sind Porträts der Töchter Curioni's. Von diesen ist dasjenige Angela's nach einem ältern Kupferstiche, dasjenige Dorothea's nach einem in unserer Kunstsammlung befindlichen kleinern Oelbilde gezeichnet worden.

Möchte dieses Taschenbuch immer mehr das dem Herausgeber ursprünglich vorschwebende Ziel erreichen, allen Gebildeten eine Neujahrsgabe zu sein, welche durch Betrachtung der Vergangenheit unserer Vaterstadt und unsers Vaterlandes in Personen und Zuständen den Sinn für das Wahre, Edle und Schöne zu heben und zu stärken geeignet wäre!

Basel, am 1. December 1852.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Simon Grynäus. Oeffentliche Vorlesung, gehalten aus Auftrag der historischen Gesellschaft vom Herausgeber	1
Geburt, Jugend und Studien S. 3—5; Aufenthalt in Ungarn und Wittenberg 6—8; Berufung nach Heidelberg und Aufenthalt daselbst 9—12; Reichstag zu Speier, Nachstellungen auf demselben 13—16; Uebersiedlung nach Basel, kirchliche und wissenschaftliche Verhältnisse daselbst 17—22; Reise nach England 22—27; Oekolampads Tod, Grynäus betritt die theologische Laufbahn 27—30; Reformation Württembergs und Restauration der Universität Tübingen 30—34; erste helvetische Confession, Tod des Erasmus, Verbindungen mit auswärtigen Theologen 35—37; Religionsgespräch zu Worms 37—40; letzte Thätigkeit und Tod 40—43.	
Celio Secondo Curioni und seine Familie. Vom Herausgeber	45
Herkunft der Familie Curioni S. 47—50; Jugendunterricht, reformatorischer Eifer und Bedrängnisse in Italien 48—53; Anstellung in Lausanne und Niederlassung in Basel 54—57; mannigfaltiger Briefwechsel 57—59; Verhältniß zu Melanchthon, Bullinger und Musculus 59—65; Verhältniß zu andern bedeutenden Personen seiner Zeit 65 bis 68; Verhältniß zu Fulvio Peregrino Morato und dessen Tochter 69—72; ehrenvolle Berufungen nach auswärts 72—73; wissenschaftliche Leistungen in theologischer und philologischer Beziehung, Tod 74—79; die Töchter Curionis: Violanthis, Dorothea, Angela, Celia, Felix 80—90; die Söhne: Horatius, Augustinus, Leo 91—92; weitere Nachrichten über die Familie Curioni 92—95.	

Seite

Die Gegend am östlichen Ende des Genfersees. Vom Herausgeber 97

Umfang und Einfassung der beschriebenen Gegend S. 99—102; Urzeit und Römerzeit 102—105; Stadt Vivis, die englischen Königsmörder 105—109; das Winzerfest 109—117; Clarens und Rousseau 117—121; die neue Heloise 121—124; Ortsschilderungen in der neuen Heloise 124—128; Matthison 128—129; Byron und Shelley 129—136; Clarens im Childe Harold, Byron und Rousseau 136—141; les Crêtes, Chatelard, der Begräbnißplatz von Clarens, Berner und Montreux 141—147; Chillon 147—149; Bonivard, Byron's Gefangener von Chillon 149—152; Villeneuve, das südliche Seeufer, Tauredunum und sein Sturz 153—159; Boveret, St. Gingolph, Novelle, Meillerie 159—161; neuere litterarische Erzeugnisse, Schluß 161—166.

Das erste Vorhandensein des Schießpulvers und der Feuergeschütze in Basel. Von Dr. D. A. Fechter 167

Miscellen zur Basler Geschichte. Von Dr. D. A. Fechter.

1. Die ältesten Angaben über die Theilung unserer Stadt in Kirchgemeinden 189

2. Was haben wir uns unter dem Worte „Spiwettern" zu denken? 193

Baslerische Litteratur vom Jahr 1852. Vom Herausgeber. 199

Simon Grynäus.

Öffentliche Vorlesung,

gehalten aus Auftrag der historischen Gesellschaft zu Basel

vom

Herausgeber.

Hochverehrteste Versammlung!

Wenn wir in dem Kreuzgang unsers Münsters über die zahlreichen Gräber dahin schreiten, so gelangen wir an dem westlichen Ende desselben zu einem wohlbekannten vereinten Grabe dreier Männer, die auch im Leben einander verbunden gewesen, und unter den lateinischen Epitaphien lesen wir den jetzt fast verblichenen deutschen Vers:

„So Ehr, Gut, Kunst hülfend zur Not,
„Wär keiner von diesen dreien todt.“

Der erste dieser Männer ist Jakob Meier, Bürgermeister von Basel, ein Mann, den die Geschichte unserer Stadt zum Öftern und immer mit großem Lobe nennt, und von dem auch im Verlauf unserer Vorlesung die Rede sein wird. Der zweite ist Ökolampad, ein Allen wohlbekannter Name, der einen hellen Schein zurückwirft auf das Haus der Kirche im sechszehnten Jahrhundert, und der auch jüngst unter uns eine ausführliche Darstellung gefunden hat. Der dritte am wenigsten bekannte, weniger als er es verdient, ist Simon Grynäus. Einer kurzen Erzählung seines Lebens und Wirkens haben wir daher die gegenwärtige Vorlesung gewidmet, und wir freuen uns, in den Stand gesetzt zu sein, eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung geben zu können. Noch hat dieser um Basel und um die Wissenschaft so

verdiente Mann keinen Biographen gefunden; die wenigen Notizen, die sich in den Handbüchern über ihn finden, wimmeln von den falschesten Angaben. Gewiß ist er aber werth, unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit zu erregen. Überdieß erinnert uns noch vieles Andere dankbar an das Geschlecht, welches beinahe drei Jahrhunderte in Basel blühte, und kaum ist etwas über ein Menschenalter dahingegangen, daß der letzte des Stammes, ebenfalls ein Simon, zu Grabe getragen wurde.

Simon Grynäus, der Stammvater dieses Geschlechts, ist geboren zu Vehringen, einem Städtchen des heutigen Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen, damals aber unter der Hoheit des reichs-unmittelbaren Grafen von Zollern. Das Jahr seiner Geburt ist 1493; seine Eltern waren Landleute und unbemittelt. Dem Stande derselben angemessen war seine erste Erziehung, die er in Vehringen erhielt und die nicht wenig dazu beitrug, ihm für sein ganzes Leben eine Bescheidenheit einzupflanzen, nach der er später nicht nur seine Verdienste um die Wissenschaft gering anschlug, sondern auch seiner Geburt sich niemals schämte. Viel konnte er in Vehringen damals schwerlich lernen. Sein Aufenthalt im elterlichen Hause dauerte, wie es scheint, bis gegen sein vierzehntes Jahr, und der Knabe muß wohl bedeutende Geistesanlagen verrathen haben, daß seine Eltern sich entschlossen, auf höchst ehrenhafte Weise für seine geistige Weiterbildung Sorge zu tragen.

Er kam nämlich um diese Zeit in die wohlbediente Stadtschule zu Pforzheim, einer Stadt, auf welche der Ruhm des ersten

Gelehrten damaliger Zeit, Johann Reuchlins, als auf seine Vaterstadt zurückstrahlte. Lehrer an dieser Schule waren Nicolaus Gerbel und Georg Simler, Mitschüler des Grynäus unter andern der später so berühmte Melanchthon und Berchthold Haller, der Reformator Berns.

Hier war es, wo diese Männer vorzüglich mit der griechischen Sprache bekannt wurden, denn Simler war einer der wenigen Lehrer in Deutschland, welche diese seit dem neunten Jahrhundert gänzlich vernachläßigte und erst um die Mitte des vierzehnten wieder zu Ansehen gekommene Sprache gründlich zu lehren verstand.

Eines besondern Ansehens erfreute sich damals die Universität zu Wien; Kaiser Maximilian I hatte diese alte, schon im Jahre 1365 gestiftete hohe Schule zu neuer Blüthe erhoben; die berühmtesten Männer hatte er herbeigerufen, unter ihnen die Beförderer des klassischen Studiums und die um die wissenschaftliche Bildung des Abendlandes so verdienten Conrad Celtes und Johann Cuspinian. Für die Jurisprudenz, für die Medicin, Geschichte, für die freien Künste und insbesondere für die Mathematik waren an der Universität zu Wien die bedeutendsten Kräfte wirksam. Auch Grynäus zog jetzt dahin, wohin von allenthalben und besonders aus der Schweiz die Jünglinge wanderten, um ihre Studien zu vervollkommnen. Wenige Jahre vorher waren Zwingli da gewesen, Vadianus aus St. Gallen und Loreti oder Glareanus aus Glarus. In Wien erwarb sich Grynäus den ersten akademischen Grad als Magister der freien Künste, und erhielt bald darauf den Auftrag, selbst als Lehrer der griechischen

Sprache aufzutreten. So nach der Sitte damaliger Zeit zugleich Lehrer und lernend setzte er seine Studien eifrig fort. Daß sein Aufenthalt auf dieser Universität auf seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit und Geistesrichtung von dem größten Einfluß gewesen ist, zeigt seine spätere litterarische Wirksamkeit, welche sich immer einer gewissen realen Seite zuwandte.

Es leidet keinen Zweifel, daß seine Verbindungen in Wien ihn veranlaßten, nach Ungarn zu gehen. In der Landes-Hauptstadt Ofen-Pesth (Buda), welche eine von Mathias Corvinus 1465 gestiftete Universität besaß, wurde ihm das Rektorat einer Schule übertragen.

In Ungarn sah es damals trübe aus. König war Wladislaw II, ein gutmüthiger, aber äußerst schwacher Mann, unter dessen Regierung (bis 1516) das Reich in den tiefsten Verfall gerieth, welchen selbst sein Nachfolger Ludwig II und das Eingreifen des deutschen Kaisers Maximilian nicht zu heben vermochte. Ein reicher mächtiger Adel erlaubte sich alles, was ihm der Übermuth eingab, und die geistlichen Herren standen hinter den weltlichen in Nichts zurück. Auch Grynäus hatte von ihnen zu leiden. Er hatte wenig Geschmack gefunden an der geisttödtenden Scholastik; ihn fesselte vielmehr nebst der Erforschung einer so lange vernachläßigten Sprache, wie die griechische, alles was den Kreis des menschlichen Wissens erweitert, die Naturwissenschaften, die Mathematik und die Medicin. So hatten sich bei ihm noch vor Luthers und Zwinglis Auftreten reinere Ansichten festgesetzt; er stand entschieden auf der Seite der neuen reformatorischen Bewe-

gung, welche durch Männer, wie Celtes, Reuchlin, Erasmus repräsentirt war, von denen dem Mönchsthum und der Scholastik der Todesstoß versetzt wurde. Aber eben das war es, was ihm in seinem neuen Wirkungskreis zu Buda-Pesth vielfache Unannehmlichkeit, sogar Verfolgung, zuzog. Die Mönche, vorzüglich die Dominikaner, sahen sich durch jene Angriffe in ihrer Existenz bedroht; sie waren durch Reuchlin geistig vernichtet worden; sie boten daher Alles auf zu ihrer Sicherheit, und in Ofen-Pesth waren sie noch mächtig genug, daß sie den Grynäus, als der Ketzerei verdächtig, in's Gefängniß werfen konnten. Jetzt kam ihm seine Bekanntschaft mit einigen mächtigen Magnaten zu Gute; ihnen hatte er es zu verdanken, daß er aus dieser Gefangenschaft befreit wurde, wo seiner jedenfalls kein erfreuliches Loos gewartet hätte.

Es ist einleuchtend, daß nach diesen Vorgängen seines Bleibens in Ungarn nicht länger war. Wittenberg war jetzt der Anziehungspunkt aller aufstrebenden Geister geworden. Die daselbst von dem friedfertigen Kurfürsten von Sachsen gestiftete und mit besonderer Liebe gepflegte Hochschule vereinigte seit 1508 einen Luther und seit 1518 Melanchthon. Grynäus zog es unwiderstehlich dahin.

Es läßt sich wohl denken, daß die beiden Schulfreunde ihre Jugendbekanntschaft erneuerten, daß sie einander ihre Gedanken mittheilten, und daß Luther, welcher das Reformationswerk so heldenmüthig begonnen hatte, mit dem mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit auch auf Grynäus einwirken und ihn in seiner bereits

reformatorischen Gesinnung bestärken nud kräftigen mußte; das Alles, sage ich, läßt sich gar wohl voraussetzen, wiewohl nichts Bestimmtes darüber verzeichnet ist. Er ist glücklich zu preisen, daß ihm ein Umgang zu Theil ward mit einem Manne, dessen geistige Produkte sich unter unaufhörlichen innern Kämpfen ablösten und gleichsam ein ganzes Geisteserlebniß und eine ganze innere Gemüthswelt in sich schlossen.

Es scheint, daß Simon Grynäus nach seinen Reisen und dem Besuch von Wittenberg zunächst in seine Vaterstadt Vehringen zurückkehrte und wohl einige Zeit bei seinen Eltern, wenn diese noch lebten, oder sonst bei Verwandten zubrachte.

Im Januar 1524 war es, daß der Ruf an ihn erging, die Professur der griechischen Sprache an der Universität zu Heidelberg einzunehmen, die damals unter der Fürsorge ihres Landesherrn, des bedächtigen Ludwig V, uns eben kein erfreuliches Bild darbietet. Es herrschte da noch das ganze scholastische Unwesen der frühern Jahrhunderte; die Reformation in Wittenberg sah man mit scheelem Auge an; die Theologen sahen sich geschlagen und fürchteten noch dazu, ihre guten Pfründen zu verlieren; kein Wunder daher, daß sie einen entschiedenen Widerwillen hegten gegen alle Neuerungen im Gebiete der Wissenschaft. Für Männer, wie Agricola, Celtes, Reuchlin, Wimpheling u. a. war am Neckar kein Bleiben gewesen; selbst zu der Berufung des Grynäus stimmten die Fakultäten nur mit innerlichem Widerwillen, und weil die Universität durch ihre alte Lehrmethode in Verfall gerathen war. Der Pfalzgraf, welcher einem entschiedenen Auftreten abhold war,

erklärte noch im Jahr 1532, daß er keinen Professor der Lutherischen Sekte zu Heidelberg haben wolle.

So hatte Grynäus nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre einen würdigen Wirkungskreis gefunden, um seine Kenntnisse Andern mittheilen und die Wissenschaft selbst durch neue Forschungen bereichern zu können. Und nicht nur war es das Sprachliche, was ihn hier vorzüglich beschäftigte, sondern nach einer angebornen Neigung und durch das Jugendstudium bedingten Richtung fühlte er sich besonders zur Medicin hingezogen und forschte fleißig in den Bücher des Galenus und denjenigen des Aristoteles über die Natur. Das ganze theoretische Studium der Medicin drehte sich im sechszehnten Jahrhundert noch um die Erklärung der griechischen Ärzte. Eine eigentlich bestimmte Richtung der Studien hatte sich bei ihm noch nicht festgesetzt.

In die erste Zeit seines Aufenthalts zu Heidelberg fällt auch seine Bekanntschaft mit Ökolampad. Sie wurde vermittelt durch Martin Frecht, einem Freunde Ökolampads und Kollegen des Grynäus. In einem Briefe, den Ökolampad zu Weihnachten 1526 an Frecht schrieb, wünscht er ihm und Grynäus Glück, daß der himmlische Vater sie zu hellerer Erkenntniß seines Sohnes geführt habe. Von Grynäus namentlich schreibt er: „Obgleich er mir nicht näher bekannt ist, ist er mir doch sehr theuer; denn es sind diejenigen sehr empfohlen bei mir, welche die Liebe in Christus empfiehlt.“ Es haben demnach nicht äußere Gelegenheiten, sondern innere Übereinstimmung die Beiden zusammengeführt. Der Geist war es, welcher das Band der Freundschaft knüpfte, einer Freundschaft, die

durch den persönlichen spätern Umgang sich zum Heil der Kirche und zur Ehreder bei den Männer immer inniger gestaltete. Das Erste, worüber die beiden Männer ihre Ansichten austauschten, war das Abendmahl. Der leidige Streit über dasselbe hatte auf Karlstadts Anregung bereits im Jahr 1524 seinen Anfang genommen und die Aufmerksamkeit aller Theologen auf sich gezogen. Auch Grynäus fühlte sich gedrungen, seine Meinung darüber schriftlich aufzusetzen und dem Ökolampad in Briefen vertrauliche Mittheilungen zu machen. Er stimmte ganz mit Ökolampad und Zwingli überein und nannte die Ansichten der Lutherischen Träume und Aberglauben; jedoch hat er seine Ansicht auf besondere Art modificirt und beharrte auch später fest auf derselben.

Inzwischen gestalteten sich seine Verhältnisse zu Heidelberg auf eine keineswegs erfreuliche Weise, namentlich in ökonomischer Beziehung. Er hatte sich verheirathet und wie es scheint eine glückliche Ehe geschlossen; allein sein Einkommen war von der Art, daß er auch ohne Kinder nicht damit leben konnte. Es bestand aus sechszig Gulden jährlich. Wir erstaunen ob der Geringfügigkeit dieses Gehalts und in der That war dieß der Hauptgrund, welcher den Grynäus später bewog, Heidelberg zu verlassen und nach Basel zu gehen. Allein dennoch schlagen wir vielleicht diese Besoldung zu gering an, wenn wir den Maßstab unserer Zeit daran legen; sie stimmte sowohl mit den Lehrergehalten anderwärts, als mit dem Preise der Lebensbedürfnisse überein. So hatte Ökolampad zu Basel als Lektor der h. Schrift sechzig Pfund. Der Frucht- und Weinschlag unserer Stadt meldet, daß im Jahr 1524, in

welchem Grynäus nach Heidelberg kam und wo noch eine besondere Theurung herrschte, der Saum Wein etwas Weniges über zwei Pfund, das Vierntzel Korn (oder ungefähr zwei Säcke) ein Pfund fünf Schilling, ein Vierntzel Haber ein Pfund und ein Sack Roggen ebenfalls nicht mehr als ein Pfund gegolten hat.

Trotz dieser Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse und der verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Besoldung, mit welcher die Universität zu Heidelberg den Simon Grynäus remunerirte, sah sich dieser doch sehr bald gezwungen, bei derselben um eine Erhöhung seines Gehaltes einzukommen. Im Jahr 1526 bewilligte ihm der akademische Senat auch wirklich eine Zulage von zwanzig Gulden, aber unter der Bedingung, daß er dafür in mathematischen Fächern, nämlich Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie Unterricht ertheilen sollte.

Das war jedoch noch nicht Alles, was auf dem guten Mann lastete. Als Hermann von dem Busche, der Professor der lateinischen Sprache, sich anschickte Heidelberg zu verlassen, wurde ihm noch diese Professur aufgeladen. Wir können uns daher nicht wundern, wenn er dem Senat in einem Schreiben vom 11. März 1527 erklärt, daß er die beiden Lehrstellen unmöglich länger behalten könne. „Meine Gesundheit,“ schreibt er an denselben, „ist auf unaussprechliche Weise geschwächt, und mein Geist, ich weiß nicht wie es kommt, zur Betreibung der Studien wenig aufgelegt.“ [1])

---

[1]) Die Auszüge aus den Akten der Universität Heidelberg verdankt der Verfasser den Herren Professoren Hautz und Häusser daselbst.

Diese Niedergeschlagenheit rührte nicht nur von gedrückter ökonomischer Lage her, sondern es lastete auf ihm noch ein unsichtbarer Geistesdruck. Es war die Folge der Befeindung von Seiten seiner übrigen Kollegen, der kleinliche Neid der katholisch Gesinnten. Deutlich erklärt er sich bald darauf in einem Briefe an Ökolampad: „Wegen meiner Ansicht vom Abendmahl bin ich bei den Unsrigen nicht mehr sicher; ich sehe Niemanden, der mich aufnehmen wird. Dieses Unglück verdanken wir der Lehre Christi, die uns allenthalben (Gott sei es gedankt) entweder vertreibt oder doch ausschließt."

Da geschah es, daß im Jahr 1528 Jakob Meier „zum Hirzen", Oberstzunftmeister, früher Rathsherr zum Schlüssel und seit 1522 abwechselnd Oberstzunftmeister und Bürgermeister, als Gesandter der Stadt Basel zum Pfalzgrafen Ludwig gesandt wurde. In Heidelberg lernte er den Grynäus kennen, und wurde so sehr von seinem Charakter und seiner Leutseligkeit eingenommen, daß er mit dem Vorsatz zurückkehrte, dieser Mann müsse für Basel gewonnen werden.

Bevor Jakob Meier seinen Entschluß ins Werk setzen konnte, wurde im Jahr 1529 der Reichstag zu Speier gehalten. Dieser Reichstag bezeichnet einen jener Abschnitte, nach welchem sich in dem großen Drama der Weltgeschichte das denkwürdige Werk der Reformation, wie eine antike Tragödie, stufenweise entwickelte und gleichsam mit allen Kräften zu seinem Ende hindrängte. Er steht da als ein Mittelglied zwischen demjenigen von Worms (1521), wo der unerschrockene Luther selbst vor Kaiser und Reich Zeugniß

abgelegt hatte, und jenem von Augsburg (1530), wo durch Überreichung der evangelischen Confession das Reformationswerk zu einem gewissen Abschluß gelangte. In Speier waren die Fürsten und Städte durch das beleidigende, alle Billigkeit verletzende Verfahren der Katholischen zu jener denkwürdigen Protestation getrieben worden, woher der Name Protestanten entstanden ist. Kaiser Karl V, der unter der spanischen Grandezza sich der deutschen Verhältnisse zu entschlagen schien, hatte denselben aus Valladolid auf St. Blasientag (3. Februar) ausgeschrieben. Die drei Punkte, welche Gegenstand der Berathung abgeben sollten, waren: die Reichshülfe gegen die Türken, die Irrungen in dem christlichen Glauben und der Unterhalt des Regiments- und Kammergerichts. Keiner dieser drei Punkte des Bedenkens war unwichtig. Die Türkenhülfe ist ein ständiger Paragraph in den Traktanden der damaligen Reichstage, besonders seitdem Sultan Soliman durch die Schlacht bei Mohacz (26. August 1526) sich zum Meister von ganz Ungarn gemacht hatte. In dem Reichsregiment, einem Institut, welches Karl V als Bedingung seiner Wahl hatte bewilligen müssen, offenbarte sich das tiefgefühlte Streben der deutschen Nation nach einer ständischen Regierungsform. Bei weitem der wichtigste aber war der zweite Punkt des Bedenkens. Die religiösen Angelegenheiten füllten alle innern Verhältnisse aus; es hatten sich bereits zwei Partein gebildet, von denen keine mehr zurücktreten konnte. Abgesandte vieler Städte trafen in Speier ein; mit dem Churfürsten von Sachsen war auch Melanchthon angekommen. Die Ankunft dieses seines Freundes bewog den Grynäus, von

Heidelberg aus sich ebenfalls nach der benachbarten Reichsstadt zu begeben. Hier war es, wo sein Eifer für die Wahrheit ihm neue Nachstellungen bereitete, die von Johann Faber ausgingen, einem Manne, der früher der Reformation nicht abgeneigt, später einer der heftigsten Verfechter des Katholicismus wurde, und dadurch sich zu der Würde eines Weihbischofs von Constanz, auch eines Bischofs von Wien, eines Rathes und Beichtvaters beim König Ferdinand erhoben hatte.

Wir lassen über diese von den Ältern viel besprochenen Vorfälle den Bericht des Melanchthon selbst als eines Augenzeugen folgen.

„Auf dem Reichstag zu Speier," schreibt Melanchthon, „der im Jahr 1529 Statt fand, war Grynäus zufällig von der Heidelberger Universität zu mir gekommen. Als er da den Faber, Bischof von Wien, in der Versammlung einige häßliche Irrthümer vertheidigen hörte, folgt er ihm beim Hinausgehn aus der Kirche und grüßt ihn ehrerbietig. Nachher erzählt er, nicht Muthwille, sondern Eifer für die Wahrheit bewege ihn, etwas zu sagen. Faber verschmäht die Unterredung nicht. Hier bekennt Grynäus, er bedaure, daß ein so gelehrter und angesehener Mann öffentlich Irrthümer bestätige, die dem Worte Gottes zuwider seien und durch offenbare Zeugnisse der ältesten Kirche könnten widerlegt werden.— Faber unterbricht ihn, als er im Begriff war, Mehreres hinzuzufügen und fragt ihn um den Namen. Er verstellt sich durchaus nicht, sondern gesteht ruhig, er heiße Grynäus. Es war aber Faber, wie Viele wissen, schimpflich feige bei den Zusammenkünften der

Gelehrten, oder er war vielmehr, wie ein altes Sprichwort sagt,

„gar nichts, ein großer und ein böser Fisch"

d. h. ein furchtsamer, lang gewachsener, ränkevoller und unwissender Mensch. Als er daher die Gelehrsamkeit, die Beredsamkeit, die Kenntnisse und den Gemüthsdrang des Grynäus fürchtete, vorzüglich in dem vorliegenden Handel, gibt er vor, er sei vom König Ferdinand gerufen und habe jetzt nicht Zeit, über eine so wichtige Sache eine Disputation zu halten. Er stellt sich, als wenn er großes Verlangen hätte nach der Freundschaft des Grynäus und einer längern Unterredung. Und sowohl seiner Sache wegen, als wegen der Reichsangelegenheiten, bittet er ihn, er möge morgen zu ihm kommen, zeigt ihm seine Gastwohnung und bestimmt ihm die Stunde. Grynäus glaubt, es sei ihm Ernst und verspricht es ohne Schwierigkeit.

„Nachdem er also Faber verlassen, kam er geraden Weges zu uns. Kaum hatte er sich zu Tisch gesetzt (denn es war schon Essens-Zeit) und einen Theil der Unterredung mir und andern vorgesagt, als ich, ebenfalls bei Tisch sitzend, plötzlich aus dem Zimmer gerufen werde. Hier redet mich, (ich weiß nicht wer er war und konnte es auch niemals erfahren) ein Greis an, der einen absonderlichen Ernst im Antlitz, in der Rede und Kleidung offenbarte, und erzählt, bald würden in unserer Gastwohnung Schergen zugegen sein, auf Befehl des Königs gesandt, bei welchem Faber den Grynäus verklagt hätte, um eben den Grynäus ins Gefängniß zu führen. Er heißt uns sogleich die Stadt verlassen und ermahnt uns nicht zu zögern. So, nachdem er gegrüßt, entfernt er sich wieder.

„Ich kehre zu meinen Gefährten zurück, heiße sie aufstehn und erzähle, was der Greis gemeldet. Hierauf nehmen wir den Grynäus in unsere Mitte und führen ihn durch die öffentliche Straße dem Rheine zu, wo wir auf dem diesseitigen Ufer eine Weile stehen blieben, bis Grynäus mit seinem Begleiter in einem kleinen Kahn auf das jenseitige Ufer gelangt war. Nach diesem in unsere Herberge zurückgekehrt, erfahren wir, alsbald seien die Häscher dagewesen, als wir kaum von Hause weggegangen.

„In welche Gefahr aber Grynäus gerathen wäre, wenn er ins Gefängniß wäre geworfen worden, kann man aus Fabers Bosheit leicht abnehmen. Daher glaubten wir, daß jener hinterlistige Anschlag durch göttliche Hülfe sei vereitelt worden. Und wie ich nicht angeben kann, wer jener anzeigende Greis gewesen ist, so beeilten sich die Häscher dermaßen, daß, wenn Grynäus nicht von Engeln beschützt gewesen wäre, er nicht hätte entkommen können.

„Daß aber die Sache so gewesen, wie ich sie erzählt habe, ist gewiß und wissen es einige gute Männer, die noch leben und damals zugegen waren. Danken wir also Gott, daß er uns zu Wächtern Engel giebt, und vollziehn wir mit desto ruhigerem Gemüth die Pflichten unsrer Berufung."

Es ist klar, daß die Vorgänge in Speier nicht geeignet waren, dem Simon Grynäus den ohnedem schon beschwerlichen Aufenthalt auf einer Universität angenehm zu machen, wo das katholische Element noch einen vorwiegenden Einfluß ausübte. Jakob Meier übertrug daher nach seiner Zurückkunft nach Basel die Sache dem

Ökolampad, der schon früher mit Grynäus im Briefwechsel, nunmehr über seine Anstellung in Basel mit ihm unterhandeln sollte. Ökolampad aber, bevor er direkt an ihn schrieb, ersuchte seinen Freund Bucer in Straßburg, die Gesinnung des Grynäus zu erforschen und ihn für die anzutragende Professur günstig zu stimmen. Bucer übertrug die Sache wieder dem Jacob Bedrotus, einem Freunde des Grynäus und Professor der griechischen Sprache zu Straßburg. Grynäus fand sich bewogen, am 1. April einläßlich an Ökolampad zu schreiben; am Tage vorher hatte aber dieser an jenen gerade einen Brief abgehen lassen, so daß sich die beiderseitigen Schreiben in dieser Angelegenheit kreuzten.

Inzwischen waren in Basel so wichtige Begebenheiten vorgefallen, wie wohl in keinem andern Jahre dieses Jahrhunderts. Die ersten Keime der Reformation waren durch die Pflege der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neu erwachten wissenschaftlichen klassischen Bildung schon früher gelegt worden; Luthers und Zwinglis Auftreten wirkte auf dieselben, wie befruchtender Regen auf den Samen der Früchte; endlich war es die erwärmende Predigt Capitos, Hedios und vorzüglich Ökolampads, welche dieselben, der Sonne gleich, ans Tageslicht rief und aufschwellen machte. Der Gang, den die Reformation in Basel genommen, ist sehr merkwürdig; sie ist aus den Kämpfen der Bürger mit dem Rathe als eine nothwendige Folge hervorgegangen. Mit gewaffneter Hand, wenn auch ohne Blutvergießen, hat sie sich den Sieg errungen; wenn irgendwo, so war sie hier mit demokratischem Ele-

ment verwachsen[1]). Durch das immer fortdauernde Widerstreben des Rathes, der für seine aristokratischen Tendenzen besorgt war, gehemmt, hat sie durch den entschlossenen mannhaften Sinn der Bürgerschaft, die durch gemäßigte Prediger und verständige Führer geleitet war, ihre Erledigung gefunden. Sie war durchaus keine Revolution mit unredlichen Absichten. Es war den Bürgern heiliger Ernst mit der Sache. In der Zusammenkunft am 8. Februar, wo bei achthundert Gewaffnete zu den Barfüßern versammelt waren, thaten sie ein Gebet zu Gott um Hülfe und Gnade, damit sie die Ehre Gottes fördern und handhaben möchten. Selbst den Bilderstürmern war es um nichts anders zu thun, als um Vernichtung der Idole. Kein Heller wurde gestohlen, sagt Ökolampad, und die Gesandten von Bern schrieben an ihren Rath: es sei nicht eines Haares groß, weder aus Kirchen, noch Klöstern genommen, auch Niemand verletzt worden. Ökolampad selbst sprach sich mehrmals billigend über die Vorfälle aus; in derselben triumphirenden Stimmung ist denn auch sein erster Brief an Grynäus abgefaßt, worin er ihn bittet, das Lehramt der griechischen Sprache an der Universität zu übernehmen. Am schlimmsten nämlich war es bei der Reformation der Universität ergangen. Diese Anstalt hatte durch ihren beharrlichen Widerstand gegen die Fortschritte

---

[1]) Über den Charakter der Basler Reformation hat sich der Verfasser ausgesprochen in seiner Recension von Herzogs Ökolampad: Neue Jenaische Literatur Zeitung 1843 Nr. 289 ff. und im Basler Taschenbuch für 1850 Seite 48 ff.

des Reformationswerks es dahin gebracht, daß nach Einführung desselben den Verfechtern des Katholicismus nichts anders übrig blieb, als ihre Stellen aufzugeben und die Stadt zu verlassen. Also wanderten aus: Ludwig Ber, Professor der Theologie, Augustinus Marius, Prediger im Münster, Ambrosius Pelargus, Lesemeister der heiligen Schrift und Prädikant bei den Predigern, ferner der gelehrte und witzige Glareanus, und endlich selbst Erasmus. Ökolampad tröstet Grynäus über die Abreise dieser Feinde des Evangeliums, er solle sich dieselbe nicht zu Herzen nehmen. Am meisten schmerzt ihn jedoch die des Erasmus. „Auch Erasmus (schreibt er) ist im Begriff wegzugehen, indem er dieß thun will wegen der Gunst der Fürsten, durch die er gebunden ist. Allein er wird nicht für immer wegbleiben, wie ich vermuthe.“ Anders weiß sich dieser schlaue Mann ein Paar Monate später auszureden. „Wenn ich zu Basel geblieben wäre,“ schreibt er an Thomas Morus, „so hätten die Theologen geschrien, ich billige, was daselbst geschehn. Jetzt geben einige vor, ich sei aus Furcht weggegangen, da ich doch wegzog zum Leidwesen aller, selbst derer, deren Dogmen ich öffentlich bekämpfte. Gewiß ungern verließ ich das Nest, das ich so viele Jahre inne gehabt, und meine Gesundheit war ohnedem von der Art, daß sie keine Veränderung zu ertragen schien.“

Bei der Abreise so vieler Gelehrten mußte man daran denken, ihre Stellen durch neue der Reformation günstig gestimmte Männer zu ersetzen. In dem erwähnten Briefe Ökolampads an Grynäus schreibt er: „Unsere Universität würde vernachläßigt, jetzt gedenken

wir dieselbe nicht nur zu erneuen, sondern zu veredeln, indem wir wünschen, neben Wissenschaft auch Frömmigkeit zu pflanzen. Und deßhalb rufen wir gute und gelehrte Männer, so viel wir unterhalten können, herbei, und laden sie ein, indem wir keine Kosten sparen, sondern sie mit würdiger Besoldung anregen wollen. Nun da wir durch Freunde vernommen haben, wie deine Angelegenheiten dort stehen, und wie sehr dein Gemüth einem aufrichtigen Glauben zugethan sei, der nicht jedem gegeben ist: so haben wir etwelche Hoffnung, auch du könnest bewogen werden, hieher zu kommen und die Professur der griechischen Sprache zu übernehmen." Er verspricht ihm hierauf einen ansehnlichen Gehalt, rühmt ihm die Gunst, in der er bei dem Oberstzunftmeister, Jakob Meier, stehe, und zählt ihm die Vortheile auf, die sich ihm in Basel darböten. „Ein gesundes Klima, eine angenehme Stadt, ein Volk jetzt durch Christus dem Frieden ergeben und die Einfachheit beobachtend, schnelle Handleistung der Buchdrucker, Berühmtheit des Ortes. — Basel hatte das immer, daß den Gelehrten die Bürgerschaft sehr gewogen war. Was glaubst du, hält den Erasmus hier fest? Er hätte gewiß auch anderwärts Buchdrucker gefunden."

Wir haben schon bemerkt, daß Grynäus, ehe er diesen Brief erhielt, von dem Straßburger Bedrotus bereits von der Sache unterrichtet war und darauf am 1. April dem Ökolampad selbst antwortete, um die Sache abzukürzen. Dieser Brief ist in jener gedrückten düstern Stimmung abgefaßt, welche die Folge seiner Verhältnisse in Heidelberg war. Ungern würde er sich von seinen Verwandten trennen, meldet er darin, wenn ihn nicht die ökono-

mischen Verhältnisse nöthigten, eine andere Anstellung zu suchen. Mit wahrer, fast übertriebener Bescheidenheit erklärt er sich sodann über seine Kräfte und Leistungen; er fürchtet wegen der Spannung in der Schweiz und zu Basel insbesondere. Bloß gegen Ende des Briefes leuchtet die frohe Hoffnung durch, „da zu sein, wo das Wort Gottes Raum hat, unter dem gebildetsten und tugendhaftesten Volke.“ Ökolampad war hoch erfreut über diesen Brief, in welchem Grynäus ihm die ganze Sache überlassen hatte. Auf sehr liebenswürdige Art redet er ihm die geäußerten Besorgnisse aus, besonders in Beziehung darauf, daß er seinem neuen Wirkungskreise nicht gewachsen wäre. Da nun kein namhaftes Hinderniß mehr im Wege stand, erfolgte am 8. Mai durch Rathsbeschluß seine Anstellung als Professor der griechischen Sprache; Martin Frecht, als Prediger nach Ulm berufen und damals zufällig in Basel anwesend, überbrachte ihm das Berufungsschreiben. Sein Gehalt sollte größer sein, als der irgend eines andern Lehrers, und auf die nächste Frankfurter-Herbstmesse sollten seine Schulden im Betrag von fünfzig Gulden seinen Gläubigern bezahlt werden.

So war nun nichts mehr in Heidelberg, was ihn zurückhielt. Selbst bei dem besten Willen hätte die dasige Universität bei ihren beschränkten Hülfsmitteln ihn nicht mehr zu halten vermocht. Denn noch ein Decennium später mußte sie einen ihrer ausgezeichnetsten Lehrer, den Jakob Micyllus, welcher mehr als achtzig Gulden gefordert hatte, „ob fisci tenuitatem,“ — ihrer geringen Einkünfte wegen — wie es in den dortigen Universitätsakten heißt, nach Frankfurt wandern sehen. Dennoch aber war der Pfalzgraf

sehr unzufrieden, daß sie sich nicht eifriger für das Dableiben des Grynäus verwendet hatte.

Im Sommer 1529 kam der neu berufene Lehrer ohne Zweifel nach Basel, und weil die Reorganisation der Universität noch nicht konnte ins Werk gesetzt werden, wandte sich seine Thätigkeit dem Privatstudium zu. Es fallen in diese Zeit seine lateinischen Übersetzungen mehrerer Homilien des Chrysostomus, welche ihm Erasmus übertragen hatte, ferner seine Arbeiten für die neue Ausgabe des Aristoteles, die derselbe Gelehrte besorgte, und endlich die Auffindung von fünf Büchern des Livius, welche bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Indem er sich so zugleich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte und in seinem neuen Wirkungskreis einrichtete, wurde er nicht nur mit dem viel beschäftigten Ökolampad täglich befreundeter, sondern erwarb sich auch die Freundschaft anderer Männer Basels und der Schweiz, unter denen vorzüglich der Rechtsgelehrte Bonifacius Amerbach und der zürchersche Reformator Zwingli zu nennen sind.

Im Jahr 1531 beschloß er, die noch immer andauernde Muße zu einer wissenschaftlichen Reise nach England zu benutzen. Erasmus, der zweimal dort gewesen, versah ihn mit Empfehlungsbriefen, so wie er wenige Jahre vorher auch den Hans Holbein mit solchen entlassen hatte. In einem derselben an Lord Montjoie spricht er von Grynäus auf folgende Art: „Wenn dir diesen Brief Simon Grynäus übergeben wird, dessen ich in der Vorrede des Livius erwähnt habe, so bitte ich, daß du ihm in seinem Geschäft behülflich seiest, was geschehen kann, ohne dir Mühe zu

machen. Er ist ein Mann im Lateinischen und Griechischen bis zum Nagel gelehrt (ad unguem doctus), in der Philosophie und in mathematischen Fächern wohl bewandert, ohne Stolz, von fast übertriebener Schamhaftigkeit. Es riß ihn fort die Begierde England zu sehen und die Liebe zu euern Bibliotheken."

Er verließ Basel im März oder April; auf der Reise kam er auch nach Köln zu einem Gönner des Erasmus, Namens Tielmann a Fossa. Der Mann nahm ihn gut auf; Grynäus gefiel ihm und mußte ihm allerhand berichten. Er erzählte ihm unter anderm, daß sich Erasmus so wohl befinde, daß er selbst ans Heirathen denke, und daß er ihm seine eigene Frau angeboten habe. Der gute Mann nahm diesen von Grynäus gemachten Scherz für baaren Ernst auf, und der von Gichtschmerzen geplagte Erasmus in Freiburg wunderte sich nicht wenig, als er von Tielmann in einem Briefe darüber ernstlich zur Rede gestellt wurde. Er löst nun das Mißverständniß auf wunderhübsche Weise in einem Brief an denselben: „Grynäus (schreibt er) hatte in seinen Briefen an mich meine ausdauernde Anstrengung in den Studien bei meinem hohen Alter gepriesen und vorzüglich bewunderte er meine Geduld zu stehen. Ich dagegen strich meine Kräfte heraus, indem ich beifügte, ich mache sogar auf eine junge Frau Jagd, und er sollte doch nicht durch jene Erwähnung des hohen Alters meiner Verheirathung etwa schaden. Jener, wie er denn witzig ist, antwortete, wenn ich keine andere bekäme, so wolle er mir die seinige abtreten, die nicht älter sei, als zweiundzwanzig Jahre. Ich dankte ihm für seine Bereitwilligkeit."

Die Aufnahme, welche Grynäus in England fand, war übrigens nach allen Nachrichten überaus ehrenvoll. Sein Bildniß wurde in der königlichen Bibliothek unter denjenigen der schweizerischen Theologen aufgestellt, und lateinische Verse voll des schmeichelhaftesten Lobes darunter geschrieben. Einen anziehenden Bericht über seine Aufnahme gibt er selbst in der Vorrede zum Plato, dessen Herausgabe mit den Commentaren des Proklus vorzüglich als eine Frucht der Reise zu betrachten ist. Hier schreibt er an Johann Morus, den Sohn des Lordkanzlers Thomas: „Schon ist es (wie du weißt) das dritte Jahr, daß ich nach England kam, welches zu besuchen ich schon längst die größte Begierde hatte wegen des berühmten und alten Namens des Volkes und der Menge alter Bücher, und durch die Empfehlung unsers Erasmus wie durch günstigen Wind zu euren den Musen ganz geweihten Sitzen getragen, mit wunderbarer Freundlichkeit empfangen, mit größerer behandelt, mit der größten entlassen wurde. Denn nicht nur erhielt ich bei deinem sehr verehrten Vater, damals seiner Stellung nach und im Übrigen durch alle Tugenden im ganzen Reich der Erste, ich der Privatmann und Unbekannte, bloß der Wissenschaften wegen, zu einer Unterredung unter so vielen Privat- und Staatsgeschäften Zutritt, nicht nur setzte mich er, den Scepter des Reichs Führende, an seinen Tisch, nahm mich, wenn er von Hofe zurückkam überall mit, sondern hörte auch meine ganze Meinung über die Religion, obwohl er vorher wußte, daß sie in nicht wenigen Punkten von der seinigen abweiche, ruhig und gütig an, und wiewohl sie von der seinigen wirklich nicht wenig verschieden war,

unterstützte er mich durch Rath und That doch so, daß er alle meine Geschäfte auf seine Kosten bestritt. Denn er gab mir sowohl einen gelehrten jungen Mann, Namens Harris, zum Reisegefährten, und empfahl mich durch Briefe so den Vorstehern der Universität zu Oxford, daß bei der Einsicht in dieselben mir nicht nur die Bibliotheken aller Kollegien, sondern auch die Gemüther der Studierenden, wie durch eine Zauberruthe berührt, offen standen."

Grynäus konnte England nicht verlassen, ohne in die Verhältnisse mit hineingezogen zu werden, welche damals das ganze Land bewegten. Regent war Heinrich VIII, ein Monarch, der die Reformation sehr gut zu politischen und persönlichen Zwecken auszubeuten wußte. Seine Ehescheidung war es, womit sich Theologen und Universitäten zu beschäftigen hatten. Es ist bekannt, daß ihm erst nach einer achtzehnjährigen Ehe das Gewissen erwachte, daß er in der Ehe mit der Frau seines verstorbenen Bruders lebe, nachdem die schöne und unglückliche Anna Boleyn seine Blicke gefesselt hatte. [1]) Früher ein Gegner Luthers, nun aber durch den Widerspruch des Papstes gereizt, ging sein ganzes Streben dahin, sich von dessen Macht loszusagen und sich selbst als Oberhaupt

---

[1]) Grynäus schreibt von ihr in einem Briefe an Bucer vom 10. September 1531: „Sie ist jung, schön und von etwas dunkler Hautfarbe; der König selbst ist im blühendsten Alter. Man kann keinen hübschern und schlankern Mann sehen." (Msc. der Bibliothek des Thomasstifts zu Straßburg.)

der Kirche hinzustellen, wozu ihm Parlament und Bischöfe dienstfertige Hände boten. So ist die Reformation von England mehr durch die Willkür des Machthabers als durch inneres Bedürfniß emporgewachsen, und trägt ein äußerliches politisches Gepräge in so hohem Grade, wie nirgends anderswo. Glücklich ist Grynäus, daß er nicht mehr die spätern Grausamkeiten Heinrichs VIII und die Reaktion unter der katholischen Maria erlebte! Zwar sah er noch seinen gelehrten Freund, den Kanzler Thomas Morus, mit dem er sich über die religiösen Angelegenheiten nicht verständigen konnte, das Blutgerüst besteigen. Aber das tragische Schicksal Cranmers, aber die rohe Wuth gegen Bucers und Fagius Gebeine sollte er nicht erfahren, nicht sehen, wie sein Freund Hugo Latimer, Bischof von Worchester, dessen Rede über die Reformirung Englands er einst bevorwortet hatte, noch als achtzigjähriger Greis eines grausenhaften Flammentodes sterben mußte!

Damals freilich, als Grynäus nach England reiste, waren diese Schreckensscenen noch nicht vorgefallen; im Gegentheil man hegte Hoffnung, daß ein mächtiges Reich für die reine Lehre des Evangeliums durch den vorliegenden Anlaß könne gewonnen werden. Heinrich VIII schonte zwar seine Gegner auch nicht. Die beiden Männer, welche sich in England gegen die Scheidung auszusprechen den Muth hatten, der Kanzler Morus und der Bischof Fisher, büßten ihre freie Meinungsäußerung mit dem Tode. Fast allgemein aber erklärten sich die auswärtigen Gelehrten und Akademien günstig für die Scheidung; bloß Luther, Melanchthon und Bucer machten eine Ausnahme. Als Grynäus in London

war, erhielt er vom König den Auftrag, ihm die Ansichten der schweizerischen Theologen über seine vorhabende Ehescheidung zu übermitteln. Nach seiner Zurückkunft entledigte er sich dieses Auftrags im September 1831 und gab zugleich sein eigenes Gutachten in dieser Frage ab, welches, wie dasjenige von Ökolampad, Zwingli, Capito, Hedio, Phrygio, auf Gestattung der Scheidung lautete. Auch später stand Grynäus noch mit Heinrich VIII in Verbindung. Er widmete ihm 1538 das von ihm zuerst herausgegebene wichtige astronomische Werk des Ptolemäus, welches man Almagest nennt, und ermahnt ihn in der Vorrede zu diesem Werke, die Reformation im britischen Reiche kräftig durchzuführen.

Nach ungefähr vierteljährlicher Abwesenheit kehrte Grynäus zu Anfang Juli 1531 nach Basel zurück, um sich aufs Neue der akademischen Thätigkeit zu widmen. Diese hatte jetzt auch, nachdem die durch die Reformation eingetretene Aufregung sich gelegt hatte, einen erfreulichen Aufschwung genommen. Ökolampad selbst bestieg wieder das Katheder und arbeitete einen Entwurf aus über die Universität und die Schulen, welcher später die Genehmigung des Rathes erhielt.

Nicht lange aber dauerte diese friedliche Thätigkeit, sie sollte durch die schwer hereinbrechenden Unglücksfälle dieses verhängnißvollen Jahres nur zu bald getrübt werden. Der menschlichen Kurzsicht! Vor zwei Jahren hatte Ökolampad an Grynäus geschrieben, es habe keine Gefahr mit den Zwistigkeiten der Schweizer, die mächtigsten Kantone seien verbunden, das Evangelium zu

schützen, die Gegner seien die Geringern und Schwächern. Jetzt sehen wir in der Schweiz zuerst die Schwerter gezückt zum blutigen Religionskrieg und ein Vorspiel eröffnen zu dem gräßlichen über hundert Jahre dauernden Kampf, der unter Verwüstungen und Gräuel Deutschland von einem Ende bis zum andern durchzog und selbst einen König und ein Volk von jenseits des Meeres herbeirief. Jetzt sehen wir jene Geringern und Schwächern, die sich durch festes Zusammenhalten stark gemacht, als Sieger auf dem Schlachtfelde von Kappel, und daselbst den Streichen der Streitart das Leben des unerschrockensten wärmsten Glaubenvertheidigers unterliegen, zum Frohlocken seiner Feinde, zum Triumph des Papstes, und (wer sollte es glauben?) nicht zur Betrübniß seiner erbitterten Gegner in Deutschland. Aber noch war dieses nicht der einzige Verlust, welcher die Kirche und die Schweiz betraf. Kaum fünf Wochen später haucht Ökolampad, durch die letzten Vorgänge schmerzlich bewegt, ein Leben aus, das in den uneigennützigsten Bestrebungen für die Kirche überhaupt und für diejenige der Schweiz insbesondere aufgegangen war; sein Körper erlag einer schmerzhaften Krankheit. Grynäus war einer von den zehn Kirchendienern, die vor dem Bette des Sterbenden auf den Knien da lagen; er war es, der, als sein treuer Freund, dem Verblichenen die Augen schloß. Niemand kann ohne Rührung den Bericht lesen, welchen er über die letzten Stunden und Augenblicke des frommen Mannes abgefaßt und den er als Augenzeuge beglaubigt hat, um die unsinnigen Gerüchte zu widerlegen, die sich von dessen Tode verbreitet hatten, als ob er nämlich mit

eigener freveler Hand seinem Dasein ein Ende gemacht. Dieser Bericht des Simon Grynäus mit den Ergänzungen Wolfgang Capitos ist die Grundlage geworden für alle spätern Lebensbeschreibungen des großen Reformators.

So kam nun noch zu der Zerrissenheit, die in der evangelischen Kirche seit dem Streite über das Abendmahl herrschte, der Verlust der zwei Hauptstützen, von welchen alle Reformation in der Schweiz ausgegangen und bisher gehalten war. Wer sollte sie jetzt ersetzen? das war die große Frage, deren Beantwortung die Gemüther damals ängstlich stimmte. Wer war geeignet, das begonnene Werk mit Nachdruck fortzusetzen und es zu Ende zu führen? Die schweizerische Kirche kann sich im Allgemeinen Glück wünschen, daß sie die Männer dazu gefunden hat. Freilich zu Ende haben sie das Werk nicht geführt, denn wir selbst stehen noch nicht am Ende; aber doch haben sie ihr redliches Theil zu der Befestigung desselben beigetragen, so daß äußere und innere Feinde es nicht mehr zu zerstören vermochten. In Zürich folgte auf Zwingli Bullinger, in Basel auf Ökolampad Oswald Myconius. Aber diesem stand zur Seite Grynäus, und wenn es auf Gelehrsamkeit oder wissenschaftliche Thätigkeit ankam, so gab er den Ausschlag. Irre ich nicht, so ist das die größte Bedeutung des von uns geschilderten Mannes, eine Bedeutung, die, wie sein Leben überhaupt von Tag zu Tag an Wichtigkeit gewinnt, von nun an bis zu seinem Tode fortdauert. Der erste Theil seines Lebens ist mit diesem Zeitabschnitt geschlossen, es eröffnet sich ein zweiter, neuer, derjenige eines eigentlichen Reformators der Kirche.

Der erste Schritt, der ihn hiezu befähigte, war, daß er zu seiner griechischen Professur noch zum außerordentlichen Professor der Theologie gemacht wurde, als welcher er mit großem Beifall den Brief an die Römer erklärte. Es fällt in das Jahr 1532 nun auch die Restauration der Universität. Schon in der 1529 erlassenen Reformationsordnung hatte die Regierung gesagt, „sie wolle mit göttlicher Hülfe die Schulen für die Jugend und auch die Universität mit guten gelehrten Schulmeistern und Professoribus dermaßen geschicklich anrichten, daß die Jungen und Betagten dadurch kunstreich, zu christlichen Tugenden und zu Vorstehern der Gemeinde gepflanzt und gezogen werden mögen." Doch hatte sich dieses Geschäft über zwei Jahre verzögert; denn die neuen vom Rath erlassenen Gesetze erschienen erst am 15. September. — Auch die Wissenschaft ging bei der neuen akademischen Thätigkeit des Grynäus nicht leer aus; denn es fallen in diese Zeit die erste vollständige Ausgabe des griechischen Komikers Aristophanes, ferner das Buch des Aristoteles von der Welt mit erklärenden Zugaben, und die Übersetzung der Schrift von Plutarch: ob die Thiere Vernunft haben?, welche dem Erzbischof Cranmer zugeeignet ist.

Allein nicht nur in Basel, auch außerhalb der Schweiz, war Grynäus berufen, eine Rolle zu spielen. Im Jahr 1534 war es, als er vom Herzog Ulrich von Württemberg den ehrenvollen Ruf erhielt, ihm bei der Einführung der Reformation in seinen Landen und bei der Umgestaltung der Landesuniversität Tübingen behülflich zu sein. Um gehörig einzusehen, wie er

dazu kam, ist es nöthig, auf die damaligen Verhältnisse Württembergs einen Blick zu werfen.

Herzog Ulrich war der Neffe des leichtfertigen und unordentlichen Eberhard II, welcher unter Genehmigung des Kaisers Maximilian durch die Landstände der Regierung entsetzt wurde und vertragsgemäß alles Land seinem minderjährigen Neffen abtreten mußte. Absichtlich aber vernachläßigte der nun eingesetzte Regimentsrath die Ausbildung des talentvollen Knaben, und als der sechszehnjährige Jüngling durch einen Spruch des Kaisers in Volljährigkeit und Land eingesetzt wurde (1503), fanden seine ungezähmten Leidenschaften ein reiches Feld der Befriedigung, so daß Verschwendung, liederlicher Staatshaushalt und drückende Abgaben allgemeine Unzufriedenheit erregten. Die unbedachtsame Ermordung des Johann von Hutten, welche er mit eigener Hand vollzog, und die Flucht seiner Gemahlin zu ihren Verwandten nach Baiern führten endlich seine Absetzung herbei; selbst die kräftige Fürsprache der Eidgenossen, deren starke Rede dem Kaiser sehr mißfiel, vermochte ihn nicht mehr zu retten. Kaum gewährte noch die Vermittlung des Erzbischofs von Salzburg einigen Aufschub, und der Tod des Kaisers einige Verzögerung. Als aber Ulrich von Neuem den Vertrag überschritt, seine Rache grausam befriedigte und selbst einen Angriff auf die Reichsstadt Reutlingen unternahm, machte sich der schwäbische Bund auf und brachte in kurzer Zeit und ohne bedeutenden Widerstand ganz Württemberg in seine Gewalt, so daß Ulrich genöthigt war, sein Land zu verlassen (im Oktober 1519). Nach fruchtlosem Bemühen die Eid-

genossen, die natürlichen Feinde des schwäbischen Bundes, für die Wiedereroberung des Fürstenthums zu gewinnen, wurde Württemberg den 6. Februar 1520 dem Kaiser Karl V um die Summe von 220,000 Gulden verkauft.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1534 blieb nun Württemberg unter östreichischer Herrschaft. Ulrich setzte seine Hoffnung anfänglich ganz auf die Schweiz, und er wurde hier oft mit neuer Hoffnung belebt, oft wieder vertröstet. Luzern und Solothurn waren seine besten Freunde; auch Basel zeigte sich ihm nicht ungeneigt, indem es ihm die angebotene Grafschaft Mömpelgard und andere Herrschaften zwar nicht abkaufen wollte, aber darauf doch ansehnliche Summen lieh. Dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde machten diese Umtriebe viele Sorge; doch wagte man gegen die Sieger von der Malserhaide und von Dornach nichts anders zu unternehmen, als sie mit Worten von thätiger Hülfleistung abzumahnen. Indessen zeigte sich die gutmüthige Natur der Schwaben in den neu erwachten Sympathien für das angestammte Regentenhaus; man fing an Mitleid zu empfinden mit dem unglücklichen Fürsten, und alle Herzen wurden ihm wieder zugethan, als es bekannt wurde, daß er der neuen evangelischen Lehre ergeben sei, einer Lehre, die sich in eben dem Grade im Lande ausbreitete, als ihr vom König Ferdinand große Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Der vertriebene Fürst hatte endlich einen Freund gefunden an dem evangelisch-gesinnten unternehmenden Landgrafen Philipp von Hessen. Als nun der schwäbische Bund sich hatte auflösen müssen, der Kaiser in Spanien verweilte und

König Ferdinand in Ungarn gegen die Türken beschäftigt war, hielten die beiden Fürsten den Zeitpunkt zur Wiedereroberung des Landes für geeignet, brachen mit einem Heer von zwanzigtausend Fußgängern und viertausend Reitern durch den Odenwald in Würtemberg ein und schlugen bei Lauffen den königlichen Statthalter, Pfalzgrafen Philipp, gänzlich am 12. Mai 1534. So kam Herzog Ulrich nach fünfzehnjähriger Verbannung wieder in den Besitz seines Landes. Im Februar des folgenden Jahres wurde die Wiedereroberung durch einen Vergleich zu Kadau bestätigt, jedoch unter der Bedingung, daß Württemberg ein östreichisches Lehen sein sollte.

Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln, die Herzog Ulrich nun gleich in Vollzug setzte, war die Einführung der Reformation in seinen Landen. Mit Ökolampad und Zwingli während seines Aufenthalts in der Schweiz befreundet, und von diesen mit Capito und Bucer in Straßburg bekannt gemacht, wandte er sich nun, da jene beiden gestorben waren, an die letztern, damit sie ihm hülfreiche Hand böten. Diese aber empfahlen ihm den Ambrosius Blaurer von Constanz und den Simon Grynäus von Basel. Der Landgraf Philipp sandte noch den Erhard Schnepf, einen eifrigen Anhänger Luthers, um der Ausbreitung der zwinglischen Lehre entgegen zu wirken und, wo möglich, eine Vermittlung zu erzwecken. Aber diese konnte unter den obwaltenden Umständen unmöglich eintreten, denn gleich bei seiner ersten Ankunft in Stuttgart gerieth Grynäus mit ihm in Streit wegen des Abendmahls. Erfolgreicher waren seine Bemühungen um die Universität Tübingen. An dieser Hochschule war auch in der That

mehr aufzuräumen, als irgend anderswo in Deutschland. Hier stand der Scholasticismus noch in vollem Flor; es waren noch nicht vierzig Jahre verflossen, daß Gabriel Biel gestorben war, der letzte Scholastiker, welcher noch über Aristoteles Ethik gepredigt hatte; seine Grundsätze waren noch immerfort die herrschenden. Diesem alten Unwesen machte der von Grynäus verfaßte „Rathschlag der Universität halber“ ein Ende. Er verordnete, daß künftig zu Lehrern nur gelehrte, geschickte Männer genommen würden, und bestimmte als Vorbereitungsanstalt ein Pädagogium, eine Anordnung, welche offenbar der zwei Jahre vorher eingeführten baslerischen nachgebildet ist. Es gereicht Basel sehr zur Ehre, daß von ihm aus auch die Umgestaltung einer andern süddeutschen Universität, nämlich diejenige Heidelbergs, ausgehen sollte. Diese erfolgte fünfzig Jahre später unter dem Palzgrafen Johann Casimir, und wieder war es ein Grynäus, Johann Jakob, welcher dieselbe ins Werk setzte.

Bucer von Straßburg war inzwischen ebenfalls nach Schwaben gekommen; ihm lag eine Vereinigung der durch ihre Ansicht vom Abendmahl getrennten Parteien sehr am Herzen, und er wollte deßhalb zu Constanz mit den oberdeutschen Theologen eine Versammlung halten. In derselben Absicht reiste er auch nach Wittenberg, wohin ihn Grynäus begleitete. Doch kehrte dieser bald mit wenig Hoffnung nach Tübingen zurück. Befriedigender dagegen fiel ein Religionsgespräch aus, welches am 28. Mai 1535 zu Tübingen wegen der Schwenkfeldischen Lehre gehalten wurde, dem Grynäus ebenfalls beiwohnte. Man kam überein, daß aller

Unwille ab und todt sein, Schwenkfeld seine Gegner nicht mehr schelten, diese aber ihn auch nicht mehr für einen „Widerfechter der Wahrheit und Zerstörer der Kirche“ ausgeben sollten.

Nachdem die nothwendigsten Einrichtungen getroffen waren, überließ Grynäus die weitere Fortführung der württembergischen Reformationssache den thätigen Männern des eigenen Landes und kehrte nach fast zweijähriger Abwesenheit gegen Ende des Jahres 1535 nach Basel zurück.

Hier fand er die Theologen der Schweiz in voller Thätigkeit wegen Einigungsversuchen in der Abendmahlssache. Trotz dem fehlgeschlagenen Versuch auf dem Gespräch zu Marburg im Jahr 1528 hatte man nämlich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eine endliche Übereinkunft in dem leidigen Streit zu erzielen, und es waren vorzüglich die straßburgischen Theologen Bucer und Capito, welche die mühevolle und undankbare Vermittlungsrolle übernommen hatten. Im December 1535 wurde eine erste Besprechung zu Aarau gehalten; im darauf folgenden Jahr erfolgten vier Versammlungen zu Basel, die sowohl von den Theologen, als von den Abgeordneten der Regierungen besucht wurden. In dem Augustinerkloster daselbst wurde im Januar 1536 von Bullinger, Myconius, Grynäus, Leo Judä und Megander die berühmte erste helvetische Confession abgefaßt, welche auch später festgehalten wurde, trotz dem, daß Bucer und Capito die Schweizer in die von ihnen zu Stande gebrachte sogenannte wittenbergische Concordie hineinzuziehen suchten. Grynäus wurde aus Auftrag des Raths in dieser Sache sowohl nach Straßburg, als auch nach

Zürich und Bern abgeordnet, und der Einfluß, den er auf die Abfassung dieser Confession ausgeübt, erschien selbst seinen Zeitgenossen so bedeutend, daß ihm von dieser Zeit an der Antistes Oswald Myconius, welcher ohnedem durch viele Berufs- und Amtsgeschäfte in Anspruch genommen war, die theologische Professur des neuen Testaments vollends abtrat.

Im Lauf des Jahres 1536 war ein anderes Ereigniß eingetreten, welches Grynäus schmerzlich berührte, der Tod seines gelehrten Freundes Erasmus. Erasmus war schon im Spätsommer 1535 von Freiburg, wo es ihm nicht mehr recht behagte, nach Basel gekommen. Hier gestattete ihm aber seine alte Krankheit, der Gliederschmerz, wozu sich später noch Dysenterie gesellte, nicht, an die Ausführung seines Vorhabens zu schreiten, und sich entweder nach Holland oder Burgund zurückzuziehen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni erlag, wie er wohl geahnet hatte, die zarte Constitution des Mannes, um dessen Gunst Fürsten geworben, und in dessen Haus „zum Lufft" die Geschenke der Könige ihren Weg genommen hatten. Sein schönes Testament verfügte bekanntlich über seinen reichen Nachlaß meist zu wohlthätigen Zwecken. Auffallend ist es jedoch, daß Grynäus unter denen genannt wird, welche kein Andenken von ihm erhielten, ein Umstand, der wohl nicht beabsichtigt sein mochte und den der Testamentsvollstrecker, der edle Amerbach, aus freien Stücken wieder gut machte.

Es ließe sich noch Manches berichten von der stillen und segensreichen Thätigkeit des Grynäus; allein wir wollen für jetzt nur die

Hauptpunkte festhalten und Einzelheiten übergehen. So melden wir nichts von dem ärgerlichen Streit, in welchen er mit Karlstadt (seit 1535 sein Kollege) wegen des Doktortitels verflochten wurde. Karlstadt behauptete nämlich, wenn Grynäus Professor der Theologie sein wolle, müsse er auch den theologischen Doktorgrad annehmen. Grynäus aber weigerte sich beharrlich, theils weil es seiner Bescheidenheit widerstrebte, theils weil die Bestätigung damals noch vom Bischof ausging und er der römischen Kirche keinerlei Autorität in Religionssachen zugestehen wollte. Unerwähnt darf jedoch nicht gelassen werden, daß Grynäus auch mit Calvin ein inniges Freundschaftsbündniß schloß (seit 1535) und bis zu seinem Tode unterhielt. Als Calvin 1538 Genf verlassen mußte, war er mit andern Freunden bemüht, demselben in Basel eine Stelle zu verschaffen, und Calvin verweilte auch wirklich vom Mai bis zum September 1538 in Basel, wo er dann nach Straßburg abging. Ferner war Grynäus in ununterbrochenem Briefwechsel mit Bucer, Bullinger, Leo Judä, Blaurer, Capito, Vadian rc., also den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit. Besonders innig war sein Verhältniß mit Bucer, gegen den er in allen Lagen des Lebens sein Herz ausschüttete.

Die letzte namhafte Verrichtung des Grynäus, worüber noch Einiges zu sagen bleibt, ist seine Theilnahme an dem Religionsgespräch zu Worms im Jahr 1540.

Die Einigungsversuche der Zeit erstreckten sich nämlich nicht nur auf die geringern Zerwürfnisse zwischen den Lutheranern und Zwinglianern, sondern auf die weit bedeutenderen zwischen den

Protestanten und der katholischen Mutterkirche. Diese Bestrebungen gingen vom Kaiser aus und wurden unterstützt durch den frommen dem Protestantismus nicht ungeneigten päpstlichen Legaten Contarini. Es wurden drei Versammlungen gehalten, die eine zu Hagenau, die andere zu Worms, die dritte zu Regensburg, wo endlich ein sogenanntes Interim zu Stande kam, in welchem Katholiken und Protestanten sich über die vier Artikel von ursprünglicher Gerechtigkeit, Erbsünde, Freiheit und Rechtfertigung verständigten. Der Reichstag zu Worms ist als derjenige zu betrachten, auf welchem die wichtigsten Vorarbeiten zu diesem allerdings nicht lange dauernden Vergleich und Frieden vorgenommen wurden. Die Einladung an Basel, an dem Religionsgespräch Theil zu nehmen, ging von Straßburg aus. Der Rath ernannte zu Abgeordneten den Simon Grynäus und den damaligen Rektor der Universität, Bonifacius Amerbach, welcher, obgleich ein Jurist, dennoch von jeher warmen Antheil an allen Religionssachen genommen hatte. Amerbach jedoch ging nicht nach Worms, wie die geheimen Räthe der XIII sich ausdrücken, waren sie desselben selbst nothdürftig und glaubten, er werde „von dato in dreien Wochen noch früh genug zu sellichem Gespräch kommen." Wahrscheinlich war er von der Sache zu spät in Kenntniß gesetzt worden und hatte sich nicht mehr gehörig auf die juridischen Punkte, welche da sollten verhandelt werden, vorbereiten können. So verreiste denn Grynäus allein mit einem Begleiter und versehen mit einer Instruktion, worin sich der Rath der Stadt Basel gegen allfällige nachtheilige Folgen zum Voraus sicher stellt, die Freiheiten

der baslerischen Kirche gehörig verwahrt und erklärt, daß er den Reichstag bloß beschicke des Beistands wegen und um die Einigkeit der Kirche damit anzuzeigen.[1]) Denn, heißt es in diesem Aktenstücke, wiewohl sie, die Räthe, den Dr. Amerbach vor drei Wochen nicht könnten nach Worms entsenden, so „haben wir jetzt zu Anfang nit desto minder ihne herrn Grynäum hinab kommen lassen mit Befelche, wie es den Gesandten gefellig, daß er sich mit ihren Gelerten früntlich underreden und alles das, was zu Erhaltung unserer heilige Religion dienlich und unserer Confession so wie Eidgenößische Kylchen, in Bysin der Straßpurgischen Predikanten gethan, nit widrig ist, mit ganzen Treuen als ein Bistander möge helfen, rathen und fürdern, welches er sich zu thund früntlich erbieten; auch in dem allem uns nit vertiefen, noch als ein Parthie (diewyl wir zu diesem Gesprech ordentlich nit beruft) inlassen, sondern, wie verstan, diese Ding allein Bistands wegen, damit die Einigkeit der Kylchen zu bezüge, an die Hand nehmen, wie er dann zu thund wohl wünscht."

So weit die Instruktion des Raths der Stadt Basel. Was den Reichstag selbst betrifft, so erreichte er früher seine Endschaft, als man geglaubt hatte; den 18. Januar 1541 wurde er durch ein Rescript des Kaisers aufgelöst. Schon am folgenden Tag

---

[1]) Instruction, wie der würdig wolgelert unser lieber getreuer Meister Simon Grynäus ordinarius theologiæ uff jetzigem Gesprechstag Wormbs handlen soll (vom 23. October 1540). Im Staatsarchiv zu Basel.

erließen die protestantischen Abgeordneten, welche sich unterschreiben: „der christlichen augsburgischen Confession und derselben religionsverwandten Churfürsten, Fürsten und Stände, Gesandten und Botschaften jetzt zu Worms“ ein Schreiben an den ehrbaren, ehrsamen und weisen Rath der Stadt Basel, worin sie sich bedanken für die durch Grynäus dargebotene Unterstützung und dessen Dienste besonders lobend hervorheben. „Und wollen euch nicht bergen,“ heißt es darin, „daß sich berührter Grynäus neben den andern der christlichen religionsverwandten Theologen, so allhier gewesen, dermaßen bewies, daß er von wegen seiner Lehre, Geschicklichkeit und christlichem Eifer billig zu loben und werth zu halten, derwegen Ihr ihn in günstigem und freundlichem Befelch zu haben wissen werdet.“

Als Grynäus hierauf nach Basel zurückkehrte, berief ihn das ehrenvolle Vertrauen seiner Kollegen zum Rektor der Universität. Es sollte ihm jedoch nicht vergönnt sein, dieses Amt lange zu verwalten; seine Thätigkeit sollte früh ein Ende erreichen. „Im Sommer,“ sagt der bekannte Chronist Basels, „erhub sich am Rheinstrom und andern Orden Pestilentzische sucht, deren man schon vor einem jar entpfunden, etwas strenger, also das viel Leute darauff gingen. Zu Straßburg sturben dreitausend und zweihundert Menschen, nicht minder zu Colmar, zu Rheinfelden siebenhundert, zu Basel auch eine ziemliche Anzahl.“ Daß die Sterblichkeit hier bedeutend war, kann man ferner aus einem Rathsbeschluß entnehmen, wodurch eine neue Begräbnißordnung erlassen,

aus der Anordnung, daß der Buße wegen an den Dien-

stagen von nun an ein Wochengottesdienst eingerichtet wurde. Dieser herrschenden Krankheit, welche man damals Pest nannte und die wirklich die orientalische Beulenpest gewesen zu sein scheint, erlag denn auch, so wie sein Freund und Gönner, der Bürgermeister Jakob Meier, unser Simon Grynäus Montags den 1. August 1541. Er starb im achtundvierzigsten Jahre, gleich alt wie Zwingli, und ein Jahr jünger als Ökolampad, mit Hinterlassung einer Wittwe, welche seine zweite Gemahlin war, und eines zweijährigen Knaben, Namens Samuel, der später eine juridische Laufbahn einschlug. Eine ehrenvolle Grabschrift bezeichnet seine Ruhestätte, die berühmtesten Männer der Zeit, wie Melanchthon, Theodor Beza und Joachim Camerarius, widmeten ihm ehrenvolle Nachrufe, und die ausgezeichnetsten Dichter, wie Jakob Micyllus in Heidelberg und Johann Sapidus in Straßburg, feierten sein Andenken mit lateinischen Trauergedichten. Auch wurde zu seinem Gedächtniß eine silberne Denkmünze geschlagen.

Werfen wir nun noch zum Schluß einen Blick zurück auf das Leben des von uns geschilderten Mannes, so werden wir ihm den Ruhm eines Gelehrten oder Philologen in dem ursprünglichen und umfassenden Sinne des Worts,[1]) und den eines Re-

---

[1]) In der Historia universitatis Heidelbergensis Ms. F. p. 77. heißt er: Princeps suae aetatis philologorum et philosophorum; im Matrikelbuch der Universität Basel ad. a. 1541: Vir doctrina et iudicio conspicuus, sanctissimus moribus, mira ingenii promptitudine et acrimonia, trium linguarum peritia

formators nicht absprechen können. Bis auf die letzte Zeit hatte neben theologischer Wirksamkeit seine unermüdliche philologische Thätigkeit fortgedauert, sie umfaßte während dieser Periode vorzüglich die beiden größten Philosophen des Alterthums, Plato und Aristoteles; selbst griechische Ärzte, Lexikographen, Geographen und Astronomen waren nicht ausgeschlossen [1]. Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren überhaupt umfassend; sie bezogen sich auf das Höchste, mit dem sich der Mensch beschäftigen kann, auf Gott, den Menschen selbst und die Natur; seine Gelehrsamkeit war ausgebreitet, tief und von Allen in ganz Europa hoch geachtet. Seine theologische Thätigkeit als Reformator ist gewiß eine sehr verdankenswerthe, und von der Kirche zu Basel insbesonders anzuerkennende; und wenn Erhalten und Fortbauen eben so viel sagen will, als Gründen und Festsetzen, so dürfen wir ihn wohl neben Ökolampad stellen, mit dem ihn schon seine Zeit zusammengestellt hat. Sein Charakter steht ohne Flecken da; einstimmig ertheilen ihm seine Zeitgenossen das Lob ungeheuchelter Frömmigkeit, aufrichtigen Glaubens, echter Rechtschaffenheit, großer Bescheidenheit, einnehmender Leutseligkeit und Freundlichkeit. Sein Herz schlug warm für die Freiheit Deutschlands und für das Gedeihen der reformirten Kirche, und mit Bangen sah er den

et eruditione eximia sacroque sanctæ ac prophanæ philosophiæ nemini secundus.

1) Das Verzeichniß seiner Werke steht in den vom Verfasser herausgegebenen Epistolæ p. 57 sqq.

Verwicklungen entgegen, die fünf Jahre nach seinem Tode den unglücklichen schmalkaldischen Krieg zum Ausbruch brachten. Sein Leben war kurz, aber thätig, und erhält durch die Zeit, in der er gelebt hat, noch eine besondere Bedeutung. Umsonst hat er nicht gelebt, und darum kann die Geschichte nicht mit Stillschweigen über ihn weggehen. Er verdient ein Blatt der Aufzeichnung in dem Geschichtsbuch des thatkräftigen sechszehnten Jahrhunderts, wenn gleich sein Wirken ein stilles und zurückgezogenes war, nicht durch ein erhobenes Schwert glänzend, nicht durch Blutspuren eine traurige Berühmtheit zurücklassend, nicht in politischer Bedeutsamkeit welthistorische Ereignisse hervorrufend. Er verdient der Erwähnung selbst in dem Falle, daß er nicht den ersten Heroen des Geistes, der Wissenschaft und der Kirche dürfte an die Seite gestellt werden, sondern sich mit dem bescheidenern zweiten Range begnügen müßte. Die Geschichte hat ihre Pflicht zu erfüllen, und zwar nicht nur als ein Licht der Wahrheit, welches Zeugniß ablegt von der Vergangenheit, sondern auch als eine Lehrerin des Lebens. Unser Jahrhundert sollte sich freuen, wenn ihm das Wirken ausgezeichneter Männer früherer Zeiten vorgeführt wird als ein Spiegel für seine Thaten und Leistungen; aber unsere Vaterstadt darf stolz sein, daß ihre eigene Vorzeit solche Männer aufzuweisen hat, deren geistige Bilder, wie einst nach der Überlieferung im alten Rom, so auch bei uns, die Nachkommen zu aller Tugend anspornen und entzünden können.

Celio Secondo Curioni

und seine Familie.

Vom

Herausgeber.

Es ist bekannt, daß Papst Paul III auf Betrieb des glaubensstrengen Kardinals Caraffa (nachmals Paul IV) unter dem 21. Juli 1542 eine Bulle erließ, durch welche ein Inquisitionsgericht eingesetzt wurde mit der Befugniß, alles zu thun, anzuordnen und auszuführen, um die Irrthümer, die in der christlichen Gemeinde ausgebrochen waren, zu unterdrücken und mit der Wurzel auszurotten. Unter diesen Irrthümern war vorzüglich die protestantische Lehre verstanden, die auch in Italien Anhang und Ausbreitung gefunden hatte. Gegen die Bekenner dieser Lehre begannen daher die grausamsten Verfolgungen und die Meisten derselben flüchteten sich auf den gastlichen Boden der Eidgenossenschaft. So nebst andern Bernardin Ochino, Peter Martyr Vermigli, Celio Secondo Curioni. Ganz nahe ließ sich Letzterer die Gefahr kommen. „Er wartete bis der Bargello erschien ihn zu suchen. Curioni war groß und stark. Mit dem Messer, das er eben führte, gieng er mitten durch die Sbirren hindurch, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.“ [1])

Curioni begab sich zuerst nach Lausanne, zog dann aber 1546 nach Basel, wo er sich bleibend ansiedelte, mehrere Berufungen

---

[1]) Ranke: die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Bd. I. S. 209.

nach auswärts ausschlug und eine zahlreiche Familie hinterließ, die noch nicht ausgestorben ist.

Ein Manuscript der öffentlichen Bibliothek zu Basel, welches eine Sammlung von Briefen von Mitgliedern und an Mitglieder der Familie Curioni so wie einige andere Aktenstücke enthält, setzt uns in Verbindung mit früher erschienenen Druckschriften [1]) in den Stand über die Herkunft dieser Familie Näheres mittheilen zu können.

Celio Secondo schreibt mit eigener Hand in italienischer Sprache, was auf deutsch also lautet:

„Mein Vater Mſ. Jacomino war der Sohn einer Schwester des Vaters von Mſ. Janello und von Monſ. von Novalesa, des alten Pronana von Cirie. Und eine Schwester meines Vaters war verheirathet im Castel von Faccole an Mſ. Antonio Pronana. Diese hatten einen Sohn mit Namen Mſ. Luuis Pronana. Dieser hatte zur Frau Mad. Augustina, Schwester von Mſ. Nicolo Pronana von Laini, welcher Stallmeister von Mad. Biacha war, die im Castell von Cargnano wohnte. Nun nahm

---

[1]) Die Druckschriften, die wir überhaupt zu dieser Darstellung benutzt haben, sind: C. S. Curionis **Epistolæ selectæ et Orationes**, zusammen mit Ol. **Fulv. Moratæ Opera** gedruckt **Basil** 1580. — **De quatuor C. S. Curionis filiarum vita atque obitu pio et memorabili Epistolæ aliquot una cum diversorum Epitaphiis. Bas. 1565** (von Augustinus Curio). — **Oratio panegyrica de C. S. Curionis vita atque obitu habita Basileæ anno 1570 a Joh. Nic. Stupano.**

mein Vater zur Frau in den ersten Zeiten, wo Mad. Biancha die Gattin des Herzogs von Savoien war, eine der Ehrendamen und Fräulein der genannten Mad., Schwester des französischen Stallmeisters Montrotier, welche Charlotta von Montrotier hieß. Daher hießen die Unsrigen, als sie von Cirie wegzogen und ihre Wohnung in Turin und dann in Moncarlier nahmen, wo sie Güter besaßen, i Curion trotieri und manchmal allein i trotieri, aber unser alter Name ist Curioni von einem Castell oberhalb Cirie, genannt Cuori, welches unsern Vorfahren gehörte."

Ein Sohn von Celio Secondo, Leone Curioni, hat in französischer Sprache ein „Memoire" über seine Familie abgefaßt, dem wir in deutscher Übersetzung Folgendes entheben:

„Die Mutter meines seligen Vaters war aus dem Land Savoien und hieß Charlotte de Montrotier; sie war Ehrenfräulein der Madame Blance, Herzogin von Savoien, und war in Piemont in der Stadt Cirie an Herrn Jacomin Curion trotier verheirathet. Von diesem Sr. Jacomin und der Dame Charlotte stammte mein seliger Vater, Celio Curion, her, der das vierundzwanzigste Kind der Genannten war.[1]) In Folge der Niederkunft von dem erwähnten Celio Curion, meinem sel. Vater, starb die Dame Charlotte, meine Großmutter, im Laufe des Jahrs 1503. Meine Großmutter hatte einen Bruder, den man Monf. de Mont-

---

[1]) Nach einer andern Notiz das zweiundzwanzigste, nach Stupanus das dreiundzwanzigste.

rotier nannte und der Großstallmeister des damals regierenden Herzogs von Savoien war. Da nun mein sel. Vater noch sehr jung des Vaters und der Mutter beraubt und unter den Händen zweier seiner Brüder war, welche beide bei den damals in unserm Lande herrschenden Faktionen das Kriegshandwerk trieben, mein Vater aber sich den Studien widmete, so geschah es, daß das Gerücht der Reformation der Religion erging und es Gott gefiel, meinen sel. Vater mit der wahren Religion zu erleuchten vermittelst eines Buches von Luther, das ihm in die Hände gefallen war. Weil er nun ihre Partei ergriff und mehrere Jahre offen vertheidigte, wurde er in Turin lange Zeit eingekerkert, und als er mit Gottes Hülfe herauskam, war er genöthigt, Vaterland und Güter zu verlassen." Folgt dann noch die Notiz, daß der obenerwähnte Stallmeister des Herzogs von Savoien Aymo de Gruyere hieß.

Aus diesen Berichten ergiebt sich also, daß die Eltern des Celio Secondo Jacomino Curioni und Charlotte de Montrotier waren. Sein Geburtstag, wie wir aus andern Berichten ergänzen können, ist der 1. Mai 1503. Cirie ist eine kleine Stadt mit zwei Pfarrkirchen, einem Augustinerkloster und ungefähr viertausend Einwohnern in der Provinz Turin. Moncalieri, wo die Güter der Familie Curio lagen, ist ein Marktflecken von siebentausend Einwohnern; es befindet sich daselbst bekanntlich gegenwärtig ein königliches Lustschloß. Der Familienname wird je nach der Sprache verschieden geschrieben: im Lateinischen heißt er

Curio, französisch Curion, italienisch aber Curioni. So hat sich Celio Secondo selbst geschrieben.[1])

Als seine Eltern starben, war Celio Secondo neun Jahre alt. Von der so sehr zahlreichen Familie blieben nur zwei Töchter und drei Söhne am Leben, von denen Celio, wie erwähnt, der jüngste war. Celio wurde zuerst im Hause unterrichtet, ging dann in die Schule von Moncalieri, kam aber bald nach Turin, wo er Georg Carara, Dominicus Machaneus und Johann Bremi zu Lehrern hatte. Das bürgerliche Recht studierte er unter Sphondrato von Mailand, der später Kardinal wurde. Es ist oben erwähnt, daß er durch ein Buch Luthers zur Erkenntniß der reinen Lehre des Evangeliums kam. Diese Schriften Luthers waren die „vom Ablaß“ und „von der babylonischen Gefangenschaft;“ außerdem kamen ihm zu Zwinglis Schrift „de falsa et vera religione“ und mehrere Schriften Melanchthons, darunter die „loci communes.“ Celio wurde davon so ergriffen, daß er beschloß über die Alpen zu ziehen, wo ohnedem noch Erasmus ihn mächtig anzog. Mit einigen gleichgesinnten Freunden suchte er auch wirklich das Unternehmen auszuführen; allein der Kardinal und Bischof Bonifacius von Ivrea ließ die jungen Leute auf der Reise abfassen und in Gewahrsam bringen. Celio wurde zwei Monate im Schloß Capriana gefangen gehalten und nachher zur Fortsetzung seiner Studien in das Kloster S. Benigno gesandt. Hier trat er wieder als Eiferer gegen den Reliquiendienst auf und

---

[1]) Also nicht Curione, wie man gewöhnlich schreibt.

*

wurde wegen einiger Gewaltthätigkeiten, die er sich gegen Reliquien erlaubt hatte, zur Flucht gezwungen. Er besuchte Mailand, Rom und andere Städte Italiens und ließ sich dann in Mailand nieder, wo er als Lehrer mehrere Jahre wirkte und sehr geschätzt war. Vorzüglich gerühmt wird auch sein Benehmen während der daselbst herrschenden Pest, indem er, während Andere im Schrecken die Stadt verließen, nicht nur den Kranken Muth und Trost zusprach, sondern auch selbst thätige Handleistung that und sogar Todte beerdigen half. Dadurch stieg er noch in der allgemeinen Achtung, so daß er eine Tochter aus einer vornehmen Familie, Margaretha Blanca Isacia, zur Gemahlin bekam.[1]) Um nicht fernern Anfechtungen wegen der Religion ausgesetzt zu sein, begab er sich nach der Hauptstadt Montferrats, Casale, wo er den Schutz des Grafen Johann Georg genoß. Ein Versuch in seine Vaterstadt zurückzukehren und die ihm durch Erbschaft zugefallenen Güter in Besitz zu nehmen mißlang, weil seine Schwester und ihr Mann, die sich in den Besitz der Güter gesetzt hatten, dieß zu hintertreiben wußten. Sein reformatorischer Eifer zog ihm eine neue und lange Gefangenschaft in Turin zu, aus der er sich nur durch List retten konnte.[2]) Drei Jahre lehrte er sodann als

---

[1]) «Madonna Margarita legitima figliuola di Messer Leone Isachi gentil'huomo di Oggione in monte di Brianza e di Madonna Francesca Allipranda, ambi del ducato di Milano.» Worte aus dem Testament Celios.

[2]) Er hat dieß selbst ausführlich in seinem Pasquillus extaticus erzählt.

Professor zu Pavia, zwar in beständiger Gefahr von den Dienern der Inquisition verhaftet zu werden, aber beschützt von den Studenten und Bürgern.[1]) Als der Papst unter Androhung des Bannes dem Rath von Pavia befahl, den Irrlehrer zu verhaften, verließ er diese Stadt, begab sich zuerst nach Venedig, und da er auch hier nicht sicher war, nach Ferrara zu der der Reformation so geneigten Herzogin Renée, Tochter Ludwigs **XII** von Frankreich. Diese verschaffte ihm die Stelle eines Professors an der Universität von Lucca. Aber er war noch kein Jahr da, als vom Papste schon ein Brief an den Rath einkam, Curioni zu verhaften und nach Rom abzuliefern. Der Rath gehorchte der Weisung des Papstes nicht, gab aber dem Curioni den Rath Lucca zu verlassen. Mit Empfehlungsbriefen der Herzogin Renée an die Räthe von Zürich und Bern versehen begab er sich nach der der Schweiz und wurde vom Rath von Bern zum Vorsteher einer Schule in Lausanne gemacht, in welcher Stadt unlängst (1537) auch eine Akademie gestiftet worden war. Bald darauf ging er nach Italien zurück, um seine Familie abzuholen. In dem Städtchen Pessa bei Lucca war es, wo bei dieser Gelegenheit die Eingangs dieses erwähnte Scene stattfand. Von den Häschern der Inquisition nämlich erkannt und in einem Wirthshause, wo er seine Mahlzeit einnahm, belagert, wäre Curioni unzweifelhaft verloren gewesen, wenn die Feigheit der Schergen der Inquisition

---

[1]) Aus dieser Zeit sind mehrere Gedächtniß- und Lobreden erhalten, die sich in der Ausgabe seiner Briefe und Reden finden.

ihm nicht einen freien Ausweg gebahnt hätte. Aber der Bargello und seine Mannschaft wichen erschrocken vor dem Tischmesser zurück, das Curioni, vielleicht mehr aus Zufall als aus Absicht, in der Hand behalten hatte.

Celio Secondo blieb vier Jahre von 1542 bis 1546 zu Lausanne. Gegen den Rath von Bern, der ihn hier untergebracht hatte, zeigte er eine dankbare Gesinnung.[1]) Aus welchen Gründen er Lausanne verließ, finden wir zur Zeit nirgends angegeben. Er kam nach Basel, ohne gerade die Absicht zu haben hier zu bleiben. Aber die Bitten des gelehrten Theologen Martin Borrhaus und der Buchdrucker Hieronymus Froben, Nicolaus Episcopius und Michael Isingrin bewogen ihn dazu. Im Jahr 1546 erscheint er unter dem Rektorat von Martin Borrhaus in dem Matrikelbuch der Universität mit den einfachen Worten: **Cœlius Secundus Curio.** In demselben Jahre ist auch sein Landsmann Bernardino Ochino von Siena und im folgenden (1547) Lelio Sozini, ebenfalls von Siena, unter den Studierenden der Universität eingeschrieben.[2]) Mit beiden Männern war er befreundet,

---

[1]) In einer zu Lausanne gehaltenen Rede **de ingenuis artibus** kommt am Schluß folgende Stelle vor: **Hoc debet hæc civitas, hoc omnes quicunque bonas artes et studia hæc politiora amant, principum Bernatum benignæ pietati, quod pro Barbaris et superstitiosis iam linguarum doctores et sincerioris germanæque Theologiæ interpretes audiuntur.**

[2]) Im Matrikelbuch der Universität steht deutlich: 1546 **Bernardinus Ochinus Senensis; 1547 Lælius Sozinus Senensis.** Diese Data

so wie er überhaupt mit allen seinen Landsleuten, welche die Sache des Evangeliums ergriffen hatten, in Verbindung stand.

Zu Basel war damals gerade der Lehrstuhl der Rhetorik und Beredsamkeit vakant und konnte in der That keinem Würdigeren übertragen werden als dem Celio Secondo Curioni, was auch durch Senatsbeschluß geschah und höhern Orts bestätigt wurde. Um den bestehenden Gesetzen zu genügen wurde ihm am 8. Februar 1548 der akademische Doktergrad ertheilt. Bei der Ceremonie empfing er denselben sitzend, welche Ehre nur älteren Männern von Auszeichnung zu Theil wurde. In demselben Jahre 1548 wurden jedoch die Fächer der Beredsamkeit und Rhetorik getrennt. Diese erhielt Pantaleon, Curioni behielt die Beredsamkeit. Er lehrte dieselbe mit solchem Eifer und solchem Erfolg, daß er nicht nur zahlreiche gelehrte Schriften ausarbeitete, sondern auch Studierende aus der deutschen und welschen Schweiz, ja aus fernen Ländern, wie Lithauen, Polen und Ungarn, anzog. Unter diesen verdient besondere Erwähnung Abraham Sbaski, ein polnischer Adeliger, der längere Zeit in Basel zugebracht und wie es scheint, bei Celio gewohnt hatte. Im Frühjahr 1552 verließ er Basel, aber Celio unterhielt noch später einen Briefwechsel mit

---

stimmen nicht ganz mit den chronologischen Angaben bei Trechsel: die protestantischen Antitrinitarier Bd. II. S. 208. 142 ff. Wenn L. Sozini im Jahr 1549 in Basel war, so konnte er jedenfalls nicht mehr mit Simon Grynäus verkehren (wie Trechsel S. 144 angibt), da dieser längst gestorben war.

ihm, in welchem er sich auf die freundschaftlichste Weise gegen ihn äußert. Wie befreundet er mit der Familie war, ersieht man auch daraus, daß Sbaskis Schwester der Tochter Curionis, Angela, ein Geschenk mit einer schweren und künstlich gearbeiteten goldenen Kette machte, wofür sich diese in einem elegant geschriebenen lateinischen Briefe (datirt 1. Nov. 1553) bedankte. Ferner wird berichtet, daß der Sohn eines vornehmen lithauischen Reichsgrafen aus Witebsk Johann Kiska mit zahlreichem Gefolge nach Basel kam, bloß um Curioni zu hören und zu sehen.

Es war überhaupt damals gebräuchlich, daß Gelehrte, um ihr gewöhnlich schmales Einkommen etwas zu verbessern, junge Studierende in Kost und Wohnung aufnahmen. Den betreffenden Eltern war damit meist sehr gedient, indem sie ihre Söhne dann nicht nur unter guter Aufsicht wußten, sondern diese durch den täglichen und häuslichen Umgang mit dem Lehrer in ihren Studien auch weiter gefördert wurden. Curioni scheint sich in dieser Beziehung ein besonderes Zutrauen erworben zu haben. Schon in Lausanne erhielt er Söhne angesehener Eltern aus Italien und der Schweiz zur Erziehung. Aus Lucca wurde ihm der Sohn eines dortigen Patriziers, Johann Baptista Bernardino, zugesandt. Der bernische Landvogt zu Nyon, Nicolaus Zerchintes (Zer Kinden [1])) übergab ihm seinen Sohn und denjenigen eines andern

---

[1]) Ein ausgestorbenes Geschlecht der Stadt Bern. Der genannte Zer Kinden wurde 1544 Landvogt zu Nyon und bekleidete nachher noch andere hohe Ämter.

Berner Rathsherrn nach Lausanne, mit der Bitte, diese jungen Bürschchen recht streng zu halten und ihnen ja nicht zu viel Wein zu trinken zu geben. In Basel erkannte Bonifacius Amerbach gleich die Tüchtigkeit Curionis für Erziehung und vertraute ihm seinen Sohn Basilius an, den nachmaligen berühmten Rechtsgelehrten, dessen Bildung vorzüglich sein Werk ist. Noch als dieser 1552 auf der Universität Tübingen verweilte, ertheilte ihm Celio von Basel aus die nützlichsten Rathschläge für seine Studien. Er empfahl ihm besonders zur Privatlektüre Aristoteles und Cicero; denn durch diese Schriftsteller werde das Studium des Rechts genährt, gekräftigt und erweitert. Basilius Amerbach hatte auch mit Celios Sohn Augustinus ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen. Im Jahr 1555 schreibt ein vornehmer Frankfurter Jurist, Johannes Fichard, der bereits seinen Sohn dem Curioni nach Basel in Pension gegeben hatte, ob er den Mündel des dortigen Bürgermeisters, Dr. Konrad Humbrachtäus, ebenfalls in sein Haus zur Erziehung annehmen wolle? Aus diesem Briefe ersieht man, daß der jährliche Preis für diese Pension dreißig **coronati** (Kronen [1])) betrug.

Das Stillleben eines Gelehrten, der mit Eifer seinen Studien obliegt, bietet natürlich keine geräuschvollen Ereignisse dar; aber doch versetzt uns eine allseitige geistige Thätigkeit, wie die Curionis

---

1) Eine Krone ist zu dieser Zeit zu etwas weniger als einem preußischen Thaler oder zu ungefähr 3 1/2 Francs zu berechnen. Dreißig Kronen sind daher etwas über hundert Francs.

war, auf die verschiedenartigsten Gebiete, und besonders lohnend ist es, aus dem Briefwechsel desselben sich ein wahres Lebensbild seiner Person und seines Wirkens zu entnehmen. Bald wendet er sich an hohe und höchste Personen, wie König Sigismund August von Polen und Königin Elisabeth von England, um ihnen seine Werke zu dediciren; bald unterhält er sich freundlich mit einem ehemaligen Schüler und deckt ihm schonend die grammatischen Schnitzer auf, die dieser in dem an ihn gerichteten Briefe gemacht hatte. Bald sind es vornehme Adelige oder freigebige Gönner der Wissenschaften, wie der reiche Handelsherr Raimund Fugger in Augsburg, denen er seine Ergebenheit ausdrückt; bald sind es die Koryphäen der Kirche, ein Melanchthon, Bullinger, Musculus, mit denen er theologische Fragen verhandelt. Mit Naturforschern und Ärzten, wie Thomas Erastus, Konrad Geßner, Hieronymus Cardanus, ist er ebenso befreundet, als mit Schulmännern und Pädagogen, einem Johann Sturm in Straßburg und Xistus Betuleius in Augsburg. Mit derselben Einläßlichkeit und Klarheit beleuchtet er einem Kollegen, wie Martin Borrhaus, oder einem Freunde, wie Fulvius Peregrinus Moratus, eine Frage der höhern philologischen Kritik und Exegese, als er dieselben über die Bedeutung des Handels in alter und neuer Zeit belehrt oder über eine Reise von Spanien nach Calcutta nach mündlichen Aussagen eines Andern Bericht erstattet. Heute erhält er einen Brief vom König Johann II aus Siebenbürgen, der ihn in sein Land zu berufen wünscht; morgen schreibt ihm ein dankbarer St. Galler Student, der nach seinem Abgang von Basel mit zwei andern

Kameraden ein ehrenvolles Zeugniß und eine Empfehlung an den ausgezeichneten Joachim Vadian erhalten hatte. Insbesondere aber sind es seine italienischen Landsleute, welche die Sache der Reformation ergriffen hatten, ein Aonius Palearius, Matthäus Gribaldi, Sebastian Castellio, Lelio Sozini, Fulvius Peregrinus Moratus und Andere, die einen schriftlichen Verkehr mit ihm unterhielten.

Aus diesem mannigfaltigen und sehr interessanten Briefwechsel, der theils gedruckt, theils im Manuscript vor uns liegt, verdient noch näher herausgehoben zu werden, was nicht nur für die Bedeutung des Mannes von Wichtigkeit, sondern auch zur Beurtheilung mancher seiner Zeitgenossen und der Zeitverhältnisse überhaupt zweckdienlich ist.

Vorerst das Verhältniß, in dem Celio Secondo Curioni zu Melanchthon, Bullinger und Musculus, jenen berühmten Theologen seiner Zeit, stand.

In der gedruckten Sammlung befindet sich ein Brief Melanchthons an Curioni und ein Brief von diesem an jenen. Der klassisch gebildete Geist Melanchthons fühlte sich durch die Schriften Curionis angezogen. „Die Rede" — so schreibt er — „ist ein Abbild der Natur und des Geistes.[1]) Da ich also einige deiner Schriften gelesen und sah, daß die Form der Rede vortrefflich war und auf dich jenes homerische Wort passe:[2])

---

[1]) Est omnino imago naturæ et animi oratio. Ganz das Buffon'sche: Le style c'est l'homme.

[2]) Homer Odyssee XI, 367. Uebersetzung nach Voß.

Aber in deiner Red' ist Reiz und edle Gesinnung,

so habe ich dich, bevor ich wußte wo du lebtest, lieb gewonnen. Nachher liebte ich dich noch mehr, als ich hörte, wie Lälius[1]) nicht nur deine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit pries, sondern auch deine Frömmigkeit und die Beharrlichkeit deines Geistes und Glaubens im Ertragen des Ungemachs, das du wegen Bekenntniß der Wahrheit erduldest. Da ich das Wohlwollen eines solchen Mannes sehr hoch schätze, so habe ich diesen Brief an dich gerichtet, um dir zu erkennen zu geben, sowohl daß du von mir wahrhaft geliebt und hochgeschätzt werdest, als auch daß ich sehr begierig nach deiner Freundschaft bin. Weniger verunstaltet ist die Kirche bei so großem Ungemach, so lange die durch Ansichten und wahres Wohlwollen verbundene Schaar der Gelehrten ziemlich zahlreich ist. Und oftmals sage ich die von Plato citirten Verse[2]) unter Freunden her: „„Nicht glänzendes Gold noch Diamant leuchtet so ins Gesicht, als guter Männer zusammenstimmendes Denken."" Nähren wir deßhalb das Wohlwollen, wenn wir können, durch Dienstleistungen, und wahren wir unsere Verbindung. Wenn ich irgendwo mein Wohlwollen gegen dich und die Deinigen erklären kann, so will ich es durch Eifer und Treue dahin bringen, daß du einsiehst, daß du von mir wahrhaft geliebt werdest."

Dieser Brief, vom ersten Mai datirt (die Jahrzahl ist nicht angegeben), scheint die Bekanntschaft der beiden Männer eröffnet

---

1) Sozini.

2) Platos Briefe I. Seite 310. A.

zu haben. Wahrscheinlich fällt er in jene Zeit, in der Curioni noch in Italien verweilte. Dieser ließ die Zuschrift eines so verehrten Mannes natürlich nicht unerwidert; dreimal schrieb er durch verschiedene Gelegenheiten an Melanchthon zurück. Aus dem dritten Schreiben, welches „Basel den 1. December“ unterzeichnet ist, heben wir folgende Stelle hervor, die ihrerseits Curionis Gesinnung gegen Melanchthon ins Licht stellt:

„Noch als ein junger Mann, als ich deine ersten Schriften gelesen, habe ich dich so geliebt, daß meine Liebe zu dir kaum schien weiter gehen zu können; und doch fühlte ich, daß sie mit dem Fortgang des Alters allmälig zunahm, so daß ich dich oft persönlich und leibhaftig zu umarmen gewünscht habe. Aber viele und mannigfache Kämpfe für die heilige Religion, meine theure Gemahlin und die Menge der Kinder, vorzüglich aber die ungünstige Gesundheit hinderten mich daran. Ich hoffte aber, daß ich dieses fortdauernden Verlangens doch einmal theilhaftig werden könnte, wenn du, wie das Gerücht ging, wegen der Wirren deines Vaterlandes zu uns kämest. Und wiewohl dieß bei so großem Unglück mir zum Troste und diesem Volke zur Zierde gereicht hätte, so freute ich mich doch, als ich hörte, daß ihr dort in eurer Ansicht über die Religion fest beharret und die Studien der Wissenschaften sicher betreiben könnet. Daher, mein Philipp, wiewohl ich weder das, was du mir zuschreibst, noch das, was unser Lelio Sozini dir von mir rühmte, anerkenne, außer daß ich den Ausdruck der Gesinnung beider gegen mich gern hinnehme, so hast du mich doch durch deinen Brief mit einem neuen Bande der Liebe

verbunden, so daß kein Tag jemals dasselbe auch nur etwas lockern, um nicht zu sagen ganz trennen könnte."

In dem schon erwähnten Manuscriptenband der Basler Bibliothek sind zwei Briefe Curionis an Melanchthon, und einer von Melanchthon an Curioni enthalten. Der erste jener Briefe, den Curioni dem Melanchthon schreibt, ist wahrscheinlich im Jahr 1549 verfaßt. Er benachrichtigt nämlich Melanchthon, daß er sich seit drei Jahren mit seiner Familie zu Basel befinde; sodann gibt er ein mißbilligendes Urtheil ab über eine Schrift des Joachim Perionius (Topica Theologica), welche gegen Melanchthons loci communes erschienen war, und macht ihm verschiedene Mittheilungen über Erlasse des Papstes Pauls III. Der zweite Brief, mit Datum Straßburg 1. Sept. 1557, ist von Straßburg aus geschrieben, wohin sich Curioni begeben hatte, um seinen Schwiegersohn, Hieronymus Zanchi, nach dem Verlust seiner Gattin († 1556), Curionis Tochter, zu besuchen und in gegenseitiger Unterhaltung Trost zu schöpfen. Er betrifft ein Schreiben, das unter Melanchthons Namen der Confession der sächsischen Kirchen über das Abendmahl beigefügt worden war und herbe Ausfälle gegen die Zwinglianer enthielt. Curioni meint, dieser Brief könne nicht von Melanchthon sein, denn er stimme weder mit dessen bekannter Friedfertigkeit, noch mit seinen bisher geäußerten Ansichten über das Abendmahl überein. — Klassisch ist, wie alles was aus Melanchthons Feder floß, der Brief, den dieser unterm 1. Mai 1554 an Curioni richtete. Schon die Aufschrift drückt die Ver-

ehrung aus, die er für den italienischen Gelehrten empfand.[1]) Er macht ein großes Lob von Curionis Erklärung zu der Schrift Ciceros de locis dialecticis.[2]) „Plan und Ausarbeitung billige ich sehr" — so schreibt er —; „denn du rufst die jungen Leute zu den Quellen der Gelehrsamkeit und unterstützest die Studien der Lernenden. Und wie der liebliche Dichter sagt:[3])

Nimmer ja sind Hambutten an Lieblichkeit noch Anemone
Gleich den Rosen, die voll in Pflanzungen blühen am Steinwall,

so übertrifft deine Auseinandersetzung alle frühern Erklärungen." Er empfiehlt ihm hierauf einen adeligen Ruthenen, der als Sekretär am Hofe des Königs von Polen lebte und jetzt nach Basel kommen wollte, um Curioni zu hören und sich durch ihn vorzüglich in rednerischer Hinsicht bilden zu lassen.[4]) Endlich bittet er ihn um Nachrichten von Calvin. — So viel über das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander.

Mit Bullinger war Curioni sehr befreundet; sie standen in lebhaftem gegenseitigen Verkehr. Die Söhne Bullingers, Hein-

---

1) Clarissimo eruditione virtute et facundia præstanti Cœlio Secundo Curioni, amico suo carissimo. Basileæ.

2) Es sind die Topica gemeint, „eine kurze Formenlehre der Dialektik nach Aristoteles mit Beispielen aus der juristischen Praxis" (Bernhardy röm. Litt. S. 600). Die Ausgabe Curionis erschien im Jahr 1553.

3) Theokrit fünfte Idylle Vers 92 und 93. Uebersetzung nach Voß.

4) Ut te audiat et de tuo iudicio formare orationem discat.

rich und Johann Rudolf, hatten Curioni zum Lehrer, und dieser zeigte eine große Anhänglichkeit an dieselben. Bullinger schätzte seinen Freund vorzüglich wegen seines Einflusses auf die Reformation in Italien. In der gedruckten Briefsammlung sind zwei gegenseitige Briefe, in der ungedruckten acht Briefe Bullingers an Curioni enthalten.[1]) Diese handeln meist von theologischen Gegenständen, mehrere sehr ausführlich von der viel Aufsehen machenden Schrift (von der später noch die Rede sein wird) **de amplitudine regni Dei** — „von der Größe des Reiches Gottes.“ Bullinger billigte dieselbe nicht; er macht Curioni viele Ausstellungen und sagt ihm offen, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit könne sich mit Nützlicherem beschäftigen (Brief vom 20. Sept. 1553). Als das Buch dennoch im Druck erschien, drückt er ihm sein Bedauern darüber aus (Briefe vom 22. August 1555 und 1. Mai 1556) und wünscht, daß er den Rathschlägen seiner Freunde gehorcht hätte. Ihre Freundschaft wurde aber deßhalb nicht gestört, wie noch Briefe aus dem Jahr 1562 zeigen, in denen Bullinger mit Besorgniß auf den Zustand Frankreichs blickt.

Gegen Wolfgang Musculus zeigt Curioni große Hochachtung wegen seiner Frömmigkeit, seiner Standhaftigkeit und Gelehrsamkeit.[2]) Als er noch zu Augsburg war, trägt er dem

---

[1]) Viele andere sind bloß abschriftlich vorhanden.

[2]) Ueber diesen Mann vergleiche des Verfassers Aufsatz: „Die Handschriften der Reformatoren auf der Bibliothek zu Zofingen“, in den Aargauischen Beiträgen von Weißenbach und Kurz, Heft IV. S. 461 ff.

Xistus Betuleius schon Grüße an ihn auf.[1]) Als Musculus dann nach glücklich überstandener Drangperiode in Bern Anstellung gefunden hatte, wurde er auch hier von Curioni in theologischen Sachen zu Rathe gezogen. Dieß geschah namentlich in Beziehung auf das oben erwähnte Buch „von der Größe des Reiches Gottes.“ Musculus konnte dasselbe so wenig billigen, wie Bullinger; er hielt dafür, der Gegenstand wäre zu strittig und könnte leicht Anlaß zu neuem Zwist in der Kirche geben; er liebe ihn wie einen Bruder und Glaubensgenossen, aber seine Schrift könne er nicht lieben.[2])

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in Einzelheiten des mannigfaltigen Briefwechsels näher eintreten; indessen dürften doch einige wichtigere Mittheilungen und Charakterzüge daraus hier noch am Platze sein. Zu den vertrauteren Freunden Curionis gehörte auch Martin Borrhaus, der, nachdem er unter dem Namen Cellarius (Keller) in Deutschland sich zu den Wiedertäufern gehalten und verschiedene Schicksale erduldet hatte, 1536 nach Basel kam und hier, zur Rechtgläubigkeit bekehrt, unter neuem Namen die Rhetorik und Beredsamkeit lehrte und 1544 sodann die Professur des alten Testaments erhielt. Er hatte mit Curioni schon als dieser noch zu Lausanne war Verbindungen angeknüpft.

---

[1]) **Te magnopere obsecro, ut D. Musculum virum sanctum, fortem et doctissimum meo nomine salutes.** Brief vom 16. Febr. 1548. **Ms.**

[2]) Brief vom 29. Juni 1557. **Ms.**

Dieser schreibt ihm von da aus nach Basel. „Ich habe dich schon früher werth zu schätzen angefangen“ — so heißt es in einem Briefe —, „als ich deine Rechtschaffenheit, deinen Geist, deine Frömmigkeit aus deinen Schriften erkannt habe. Als ich dir örtlich näher rückte und ich mit denen, die dich kannten, die dich hörten, die viele Wohlthaten von dir empfingen, von deiner Bildung zu sprechen kam, entbrannte eine erstaunliche Größe des Wohlwollens, von der es nicht schien, daß sie sich noch mehren könnte.“ Curioni dankt ihm noch besonders für die Wohlthaten, die er seinen italienischen Glaubensgenossen erwiesen habe. Wie innig das Verhältniß der beiden Männer war, ersieht man besonders aus den Briefen, die sie sich im Jahr 1564 schrieben, in welchem beide durch die damals herrschende Pest von schwerem Familienunglück betroffen wurden. Von Curionis Geschick werden wir noch weiter reden; Borrhaus verlor seine einzige Tochter Anna und erlag dann der Seuche selbst am 11. Oktober des genannten Jahrs 1564.

Nicht unerwähnt wollen wir das ehrenvolle Zeugniß lassen, das Curioni dem St. Gallischen Staatsmann, Arzt und Gelehrten Joachim Vadian (von Wadt) ertheilt. Er sieht in ihm einen Vorsteher des Staates, wie ihn Plato in seiner Republik fordert. „Ohne Zweifel muß derjenige, dem ein Gemeinwesen anvertraut ist, im Besitze sein von Rede und Weisheit, um das Volk zu lenken, um die Gesetze festzustellen, um die Religion zu befestigen, um die Gottlosen zu züchtigen, um die Guten zu schützen, um die berühmten Männer zu loben, um seinen Mitbürgern Vorschriften des Lobs und des Heils zu geben, um zum Ruhm zu

ermahnen, von Schlechtigkeiten abzubringen, die Niedergeschlagenen zu trösten, die Thaten und Rathschläge der Tapfern und Weisen gegenüber der Schande der Ruchlosen in ewigem Denkmal aufzustellen. Das alles ist in dir vereinigt und noch viel mehr (denn es kommt dazu noch deine Geschicklichkeit, vermöge welcher du die Krankheiten deiner Mitbürger heilen und für ihr Leben und ihre Wohlfahrt besorgt sein kannst), dieß Alles, sage ich, hat dir Gott ververliehen, und deßhalb halte ich euern Staat mit Recht für glücklich."

Curionis Geist war umfassend, im Alterthum wie in der Neuzeit bewandert, und daher frei von Einseitigkeit. Einen Beweis hiefür liefert eine kleine Abhandlung in Form eines Briefes, in welcher er eine Vergleichung der Wissenschaften und des Handels anstellt. Curioni ist weit entfernt von einer Überschätzung der Wissenschaften, wie sie in jenem Jahrhundert erklärlich und verzeihlich gewesen wäre; er hebt im Gegentheil die großen Vorzüge hervor, die der Handel vor den Wissenschaften besitze. Er weist darauf hin, daß die Städte Venedig, Genua, Lucca, Florenz, Nürnberg, Augsburg, Antwerpen dem Handel vorzüglich ihre Blüthe zu verdanken hätten; er zeigt, daß die Fugger, Grimaldi, Sauli, Bonvisi, Strozza, Medici durch Handel zu Reichthum und Ansehen gelangt und in Folge dessen in die Verwandtschaft fürstlicher Häuser gekommen wären. Gewiß eine merkwürdige Ansicht, zumal wenn man bedenkt, daß sie das Vorurtheil des Alterthums, wenigstens des römischen, gegen sich hatte.

Unter den Personen von Curionis engerer Bekanntschaft ist noch Guilbertus Cognatus (Cousin) anzuführen. Geboren

zu Rozeroy in der Freigrafschaft Burgund, war er nach Basel gekommen, um den Unterricht der hier lebenden Gelehrten zu genießen und hatte sich dann in seiner Vaterstadt um das Schulwesen sehr verdient gemacht. In Folge seiner protestantischen Meinungen wurde er zu Besançon verhaftet und der Inquisition übergeben. Er starb während des Prozesses 1567. Mit Curioni stand er in dem Verhältniß eines Schülers zum Lehrer. Seine Briefe aus den Jahren 1553, 54 und 55 zeigen eine große Anhänglichkeit an denselben. Rührend ist auch der Brief, den ihm Curioni über den Tod seiner ältesten Tochter Violanthis im December 1556 geschrieben hat. — In der handschriftlichen Briefsammlung finden wir auch Briefe von Carolus Molinäus (Charles Dumoulin), jenem gelehrten und scharfsinnigen Juristen (geb. zu Paris um 1500, gest. 1566), der Calvinist, dann Lutheraner und zuletzt wieder Katholik wurde, ein beweglicher unruhiger Geist, aber nicht ohne Einfluß in Frankreich. Die Briefe sind aus den Jahren 1552 und 1553 von Lausanne und Straßburg datirt, und enthalten interessante Mittheilungen über die damaligen Zustände Frankreichs. — Endlich wollen wir noch erwähnen, daß auch der zu Burgos geborene, aber dann nach Deutschland verschlagene Spanier Franciscus Dryander (Encinas), welcher das neue Testament ins Spanische übersetzte, unter die Zahl der Bekannten von Celio Secondo Curioni gehört.

Wir haben bis jetzt absichtlich nicht ein Verhältniß berührt, weil wir zuletzt davon sprechen wollten, da es gleichsam die Krone des ganzen Briefwechsels, die schönste Blüthe in dem reichhaltigen

Garten der Freundschaft ist, der um Celio Secondo von Männern fast aller Länder Europas gebildet wird, wir meinen das Verhältniß Curionis zu Fulvio Peregrino Morato und zu seiner schönen, geistreichen, gelehrten und tugendhaften Tochter Fulvia Olympia Morata. Eine unlängst erschienene ebenso gründlich als anziehend geschriebene Schrift[1]) überhebt uns hierüber ausführlich zu sein; aber unerwähnt darf in unserer Darstellung dieses Verhältniß, das an Innigkeit und Vertraulichkeit alle andern übertrifft, nicht gelassen werden. In Ferrara hatte Curioni den Fulvio Peregino Morato kennen gelernt und war ihm Freund geworden. Als er nach Piemont zurückzukehren versuchte, aber hier doch nicht recht sicher war, wurde er von Morato, der inzwischen seine Wohnung in Vercelli genommen hatte, unter sein Dach geladen. Zum Dank dafür legte Curioni mit seinem lebendigen Geiste, für welchen Morato lauter Bewunderung war, die Keime der geläuterten christlichen Religion in das Herz seines Freundes. Nach dem Tode Moratos 1548 übertrug Curioni seine Freundschaft auf dessen Tochter, und man kann in der That sagen, daß er seit dieser Zeit Vaterstelle bei ihr vertrat. „Sei überzeugt" — schreibt er in einem Briefe an sie — „daß Niemand deinen Vater bei seinen Lebzeiten mehr schätzte als ich, und da du seine ehrenvollen Bestrebungen, und, was die Hauptsache ist, seine Frömmigkeit nachahmst, so hüte dich wohl zu glauben, daß irgend Jemand unter den Sterb-

---

[1]) Vie d'Olympia Morata. Episode de la renaissance et de la réforme en Italie par *Jules Bonnet*. Paris 1850.

lichen ist, mit alleiniger Ausnahme meiner Gattin und meiner Töchter, den ich mehr schätzte als dich, den ich mehr liebte und verehrte, als dich allein." Und nach ihrem frühzeitigen Tode (1555) schreibt er an ihren Mann, den Arzt Andreas Grunthler: „Du hast mir den Tod derjenigen gemeldet, die ich sowohl wegen des Andenkens an ihren guten und gelehrten Vater einzig liebte, als auch wegen ihrer ausgezeichneten Gottesfurcht und großen Gelehrsamkeit ehrfurchtsvoll verehrte. Und wiewohl ich weiß, wie sehr du sie liebtest und der Gestorbenen noch deine Liebe schenkest, und wie unglücklich dich ihr Weggang aus diesem Leben macht: so möchte ich doch, daß du mir einräumest, daß ich in einer andern Art der Liebe dir nicht nachstehe. Du beweinst deine theure Olympia als Gemahlin, ich beweine sie als eine Tochter, nicht in Folge der Natur, sondern, was höher ist, in Folge der Frömmigkeit und christlichen Liebe." Daher sehen wir auch Olympia nach dem Tode ihres Vaters sich vertrauensvoll an den väterlichen Freund wenden, ihm ihr Leid klagen, ihre Verbannung vom Hofe von Ferrara, ihre Verheirathung mit Grunthler, ihre Abreise nach Deutschland anzeigen; denn es zieme sich, sagt sie, daß die Kinder nicht nur Erben des väterlichen Vermögens, sondern auch der väterlichen Freundschaft seien. Ihm schreibt sie, daß sie gern in Basel wäre, um ihrer geliebten Heimat näher zu sein, ihm meldet sie mit Grauen die Verfolgungen, welche die Bekenner des Evangeliums in Italien erlitten hätten, ihm gibt sie Nachrichten über ihre theuern Schwestern, die in Italien geblieben, macht sie vertrauliche Mittheilungen über ihre eigene Person, wie sie eine junge Frau nur

ihrem Vater machen kann. Ihm beschreibt sie jene entsetzliche vierzehn Monate dauernde Belagerung von Schweinfurt, dann die hinterlistige Überrumplung der Stadt durch die Truppen der Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die Plünderung und Einäscherung derselben, ihr noch entsetzlicheres Schicksal, ihre unerhörten Drangsale und Irrfahrten. Ihm sendet sie ihre Gedichte zu und bittet ihn, ein Aristarch derselben zu sein; ihn benachrichtigt sie von ihrer zunehmenden Krankheit und bevorstehenden Auflösung. Curioni seinerseits zeigt sich väterlich besorgt für dieses edle weibliche Wesen. Er ermuntert sie in ihren poetischen Versuchen, er tröstet sie im Unglück mit den Tröstungen der Religion, er sucht ihr hartes Loos zu mildern, er verschafft ihr mit Hülfe hochherziger und freigebiger Basler Buchhändler geistige Nahrung, von der sie seit der Flucht aus der Geburtsstadt ihres Mannes ganz entblößt war, und nach ihrem Tode sammelt er überall her ihre Schriften, um sie der Nachwelt überliefern zu können. Er erhielt auch von Grunthler den Auftrag, Olympias Tod der Mutter nach Italien zu melden, und entledigte sich dieses Auftrags mit ebenso viel Schonung als Zartgefühl. Er und der einflußreiche und scharfblickende Bonifacius Amerbach [1]) gaben sich Mühe, dem Dr. Grunthler in Basel eine Anstellung zu verschaffen und

---

[1]) Est enim is unus, qui vehementer, ut hic apud nos esse possetis, laboravit: vir ab humanitate, pietate, doctrina atque ab omni laude prædicandus. Ol. Moratæ op. ed. Bas. 1580. p. 170.

damit auch jene geistreiche junge Frau in diese Stadt zu ziehen. Das Geschick hat es anders gewollt. Sie starb am 7. November 1555 im Alter von noch nicht neunundzwanzig Jahren; ihr Mann wurde von der Pest keine zwei Monate später in Folge seines Pflichteifers weggerafft; ihr jüngerer Bruder Emilio, den sie mit nach Deutschland genommen hatte, um hier dessen Erziehung zu leiten, unterlag bald nachher ebenfalls. Als Curioni damals durch diese Unglücksfälle erschüttert wurde, dachte er wohl nicht, daß er selbst neun Jahre später von ähnlichen, wo möglich noch härtern Schlägen betroffen werden würde. Und doch wurde der letzte Theil seines Lebens, von dem wir jetzt noch ein Wort zu sagen haben, durch solche schwere Fälle getrübt, zu deren Tragung es eines wahrhaft gottesstarken christlichen Sinnes und Gemüthes bedurfte.

Der Ruf von Curionis Gelehrsamkeit und Lehrtalent war, wie schon oben kürzlich erwähnt, nach Norden und nach Süden gedrungen und hatte verschiedene Berufungen des ausgezeichneten Mannes veranlaßt. Papst Paul III, der die elegante Gelehrsamkeit, den Kunstsinn und die Sitten jener Epoche in sich aufgenommen hatte,[1]) sah ein, daß ein Mann wie Curioni selbst Rom zur Zierde gereichen würde. Er beauftragte deßhalb den Bischof von Terracina, als dieser mit dem Kardinal Caraffa durch Basel kam, mit ihm Rücksprache zu nehmen und ihn wo möglich für Italien wieder zu gewinnen. Er stellte die einzige Bedingung,

---

[1]) *Ranke röm. Päpste Bd. I. S. 237.*

daß Curioni von der Religion nicht reden sollte; im Übrigen gewährte er ihm Straflosigkeit, versprach ihm eine hohe Besoldung und reiche Aussteurung für seine Töchter. Als der Herzog von Savoien dieß hörte, versprach er ihm dasselbe was der Papst, wenn er nach Turin kommen wollte, und schmeichelte sich, Curioni würde auf diesen Antrag eingehen, da er ja so in sein Vaterland zurückkehren könnte. Der Kaiser Maximilian, bei dem Curionis Sohn Horatius in hohem Ansehen stand, suchte 1565 auch den Vater nach Wien zu ziehen und bei der dortigen Universität anzustellen. Endlich bot der Woiwode Johann II von Siebenbürgen, welcher 1567 zu Karlsburg oder Weissenburg (Alba Julia) eine Universität errichten wollte, dem Vater Curioni einen Gehalt von sechshundert Thalern und dem Sohne Augustinus einen solchen von dreihundert Thalern, wenn sie nach Siebenbürgen kommen wollten.[1]) Curioni schlug diese glänzenden Anerbietungen sämmtlich aus; er war dankbar gegen die Schweiz, wo er eine sichere Zufluchtsstätte nach langen Verfolgungen und unstetem Leben gefunden hatte, und überdieß gefiel es ihm zu Basel, das damals das helvetische Athen genannt wurde. Der Rath der Stadt Basel nahm dagegen 1568 den Celio Secondo Curioni mit seiner ganzen Familie ins Bürgerrecht auf.

---

[1]) Der Fürst nennt sich: **Joannes Secundus Dei gratia electus Rex Hungariæ, Dalmatiæ, Croatiæ etc.** Das Schreiben desselben ist in der handschriftlichen Briefsammlung. Es ist datirt aus Thorda, 22. Juni 1567.

Ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften Curionis zu geben,[1]) wäre an diesem Orte nicht am Platze; hingegen wollen wir versuchen, über seine wissenschaftlichen Leistungen ein Urtheil abzugeben.

Curionis wissenschaftliche Thätigkeit umfaßte vorzüglich zwei Gebiete, das theologische und, und wie wir es jetzt nennen, das philologische. Betrachten wir ihn zuerst von jener Seite.

Curioni war von Haus aus eigentlich kein Theologe; er war mehr Philolog oder, wie man damals sagte, Rhetor und Polyhistor; aber er wurde von der religiösen Bewegung der Zeit ergriffen und fortgerissen. Sein Geist besaß nicht die theologische Tiefe, wie wir sie bei einem Luther oder Calvin wahrnehmen und bewundern, sondern er besaß mehr jene allgemeine elegante klassische Bildung, wie sie in Italien im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts in höchster Blüthe stand. Diese theologische Richtung, die in der Schweiz seit den Zeiten des Erasmus im Gegensatz zu andern schweizerischen Kirchen vorzüglich zu Basel vertreten war, lief allerdings Gefahr an sittlichem Ernst zu verlieren und in Oberflächlichkeit auszuarten; allein andererseits bewahrte die klassische Bildung vor Härte des Urtheils, vor Mysticismus und vor den Verirrungen eines dogmatischen Rigorismus, in den wir z. B. Calvin verfallen sehen. Curionis theologische Thätigkeit nahm vorzüglich drei Richtungen: eine exegetische, eine

---

[1]) Am vollständigsten findet sich dasselbe in den Athenæ Rauricæ p. 29 sqq.

dogmatische und eine paränetische. In exegetischer Beziehung leistete er am wenigsten; es ist unter seinen dahingehörigen Schriften nur eine Paraphrase des Eingangs zum Evangelium Johannes zu nennen. In dogmatischer Beziehung schrieb er eine Unterweisung zur christlichen Religion und behandelte allgemeine Themata, wie die Vorsehung und die Unsterblichkeit. Sein dogmatisches Hauptwerk sind die schon oben genannten „Dialogen von der Größe des Reiches Gottes." Curioni hielt zwar große Stücke auf demselben, allein es fand den Beifall seiner Freunde nicht, zog ihm sogar den Vorwurf der Heterodoxie zu und drohte ihn in einen Prozeß zu verwickeln. Der Grundgedanke dieser dem König Sigismund August von Polen gewidmeten Schrift ist, daß das Reich Gottes ungleich größer sei als das des Satans, und die Zahl derer, die selig werden, viel beträchtlicher als diejenige der Verlorenen. Im ersten Buche werden die Schriftbeweise für die Wenigkeit der Geretteten erörtert und widerlegt, im zweiten hingegen die Vielheit derselben aus Gottes Macht, Weisheit und Güte und den Zeugnissen des göttlichen Wortes nachgewiesen. Der Verfasser glaubt an eine baldige allgemeine Bekehrung zumal der Juden und hofft eine mittlere obschon nur geistliche Zukunft Christi noch zu erleben. Er thut die Äußerung, alle Wahrheit sei von Gott, wer sie auch lehre, sei es Moses oder Plato, Paulus oder Cicero; die Heiden die das Naturgesetz beobachteten, den einigen Gott verehrten, dem Nächsten nichts Böses zufügten oder doch Reue darüber empfänden, möchten Gott ebenso angenehm sein als die Frommen des alten Testaments und selbst die Patriarchen die vor

der Gesetzgebung in der Furcht Gottes gewandelt hätten; sie würden aber gleichwohl einzig durch Christus gerettet, selbst im Fall sie nichts von Christo gehört hätten. Solche Äußerungen erregten damals vielfachen Anstoß, obgleich sie vielleicht von den Meinungen gewisser älteren Kirchenlehrer nicht sehr abwichen. Den Denuncianten machte der in Tübingen angestellte italienische Theologe Vergerio; er schrieb mit großer Animosität an den einflußreichen Bonifacius Amerbach, man solle so etwas in Basel doch nicht dulden, und verschanzte sich dabei hinter die Autorität des Herzogs Christoph von Württemberg, der sonst die vernünftige Ansicht hatte, in der Theologie sei eben noch nicht alles klar.[1]) Ja er reichte sogar dem Rath der Stadt Basel eine besondere Denunciationsschrift ein und machte Curioni auch den Vorwurf, daß er mit dem der Irrgläubigkeit beschuldigten Gribaldo in Correspondenz gestanden sei.[2]) Curioni erließ daher eine ausführliche Verantwortung an den Rath, in welcher er sich über das Erscheinen des angefochtenen Buchs rechtfertigt und die übertriebenen Beschuldigungen Vergerios zurückweist. Wie übertrieben in der That die Beschuldigungen Vergerios waren, kann man daraus abnehmen, daß dieser Curioni z. B. vorwarf, er behaupte: der Mensch könne außerhalb Christus ohne Glauben selig werden, er gründe der Seelen Seligkeit auf ein anderes Fundament, als auf den Na-

[1]) Vergl. F. Trechsel die protest. Antitrinitarier Bd. II. Beilage XIII. S. 463 ff. Bd. I. S. 215 ff.

[2]) *Staatsarchiv Basel*, Religionsschriften St. 75, N. 2.

men Jesu ꝛc. Es gelang den Denuncianten nicht, Curioni der baslerischen Obrigkeit verdächtig zu machen und ihn in den Prozeß Gribaldos zu verwickeln; er lehrte ungestört bis zu seinem Tode in Basel fort. Seine Rechtgläubigkeit aber geht unzweifelhaft aus seinem Testamente hervor, in welchem er sich also ausdrückt: „Ich bekenne und betheure, daß ich ein Christ bin und daß ich in dem Glauben an Gott Vater, seinen eingebornen Sohn und seinen heiligen Geist leben und Gott den Geist wieder zurückgeben will, der ihn mir gegeben hat, auf dessen Gnade ich alle meine Hoffnungen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens setze. Und überdieß, daß weder Mensch noch Teufel mir jemals Widersacher sein könne, betheure ich, daß ich vollständig (interamente) an die heiligen Schriften sowohl des alten wie des neuen Bundes oder Testaments glaube, und daß ich Jesus Christus, wahren Sohn Gottes und wahren Mensch, für meinen Herrn und einzigen Vermittler und Retter zwischen Gott und uns umfasse (abbracio), und deßhalb jede ihm und seiner heiligsten Lehre zuwiderlaufende Lehre und Meinung verwünsche, zurückweise und verabscheue (detesto, rifuto e abomino); und deßhalb bitte ich Gott Vater durch Jesum Christum von ganzem Herzen, daß er mir so viel von seinem Geist überlasse, daß ich wegen keiner Sache jemals diesen Glauben und diese Hoffnung aufgebe.“ [1])

So viel über die dogmatische Richtung Curionis. Am ausgezeichnetsten ist er aber wohl durch seine paränetischen Schriften.

---

[1]) Mſ. der öffentlichen Bibliothek zu Basel.

Hier war ein weites Feld, auf dem sich die Lebhaftigkeit seines italienischen Geistes und seine Beredsamkeit ergehen konnten. Besonders scheint eine Rede gegen den Italiener Florebellus (Antonio Fiordibello), Sekretär der Kardinäle Sadolet, Crescenzi und Poole. „für die wahre und alte Autorität der Kirche Christi," den Beifall der Theologen geerntet zu haben. Auch durch populäre Schriftstellerei wirkte Curioni. Mit Glück wandte er in seinen Pasquillen die Waffen der Satire in polemischer Weise gegen die katholische Kirche an.

Die philologische Thätigkeit Curionis war eine sehr umfassende und verdient noch heute alle Anerkennung. Sie erstreckte sich auf Erklärung der Schriftsteller, auf Antiquitäten, auf Grammatik und Lexikographie, Philosophie und Pädagogik. Die Schriftsteller, mit denen sich Curioni vorzüglich beschäftigt hat, sind von Prosaikern: Cicero, Livius, Seneca; von Dichtern: Plautus, Juvenal und Persius. Seine Erklärung der rhetorischen Schriften und namentlich der Reden Ciceros, werden demjenigen, der sich genauer mit diesem größten Redner Roms beschäftigt, immerhin erwünscht sein, wenn sie schon nicht so berühmt sind, wie diejenigen eines Manutius, Lambinus und Grävius. Im Gebiete der Antiquitäten ist eine Abhandlung Curionis über das Maß-, Münz- und Gewichtswesen Roms zu nennen. Diese Abhandlung ist jetzt freilich, so gut wie die ähnlichen Schriften eines Salmasius, Jos. Scaliger u. a., durch Böckhs vortreffliche Forschungen antiquirt; aber damals leistete sie gute Dienste und erschien in mehrern Auflagen selbst noch im siebenzehnten Jahrhundert. Was die

Grammatik und Lexikographie betrifft, so darf man nur daran erinnern, daß er den bekannten Nizolius, ein unentbehrliches Wörterbuch zu Ciceros Schriften, vermehrt und verbessert so wie einen **Thesaurus linguæ Latinæ** herausgegeben hat. Außerdem verfaßte er eine lateinische Grammatik und schrieb über die Art, wie der Unterricht in derselben zu ertheilen sei. Die fromme und christliche Jugenderziehung war ihm sehr angelegen, und er suchte dieselbe nach Kräften zu fördern, wie seine diese Gegenstände betreffenden Schriften zeigen. In der Philosophie beschäftigte er sich mit der Logik und Dialektik, und verfaßte theils eigene Schriften darüber, theils commentirte er Ältere, wie Aristoteles, oder Neuere, wie Joachim Perionius. Außerdem war er thätig für die Sammlung der Schriften Anderer, wie wir schon oben erwähnt haben, daß er die schriftstellerischen Versuche der Olympia Morata vor dem Untergang rettete; ebenso gab er die Werke des Hellenisten Guil. Budäus heraus. Endlich verfaßte er noch Manches zur Erläuterung der neuern Geschichte und der Zeitgeschichte.

Curioni endigte sein thätiges Leben am 25. November 1569, nachdem er ein Alter von sieben und sechszig Jahren erreicht. Die Krankheit, die ihn wegraffte und die eine Art Grippe gewesen zu sein scheint, dauerte nur wenige Tage. Er wurde im östlichen nach dem Rhein gelegenen Kreuzgange des Münsters beigesetzt, und Antistes Simon Sulzer hielt vor einer zahlreichen Versammlung die Leichenrede.

Nachdem wir das Leben und die Wirksamkeit Celio Secondo Curionis kurz dargestellt, bleibt uns übrig, noch über dessen hinterlassene Familie etwas zu sagen.

Celio Secondo hatte dreizehn Kinder, von denen aber nur fünf Töchter und drei Söhne zu reiferem Alter gelangten. Die Töchter sind: Violanthis, Dorothea, Angela, Celia, Felix; die Söhne: Horatius, Augustinus, Leo.

Violanthis oder italienisch **Violante** war geboren den 8. November 1533 zu Ceva in Piemont. Sie wurde von den Eltern mit nach Lausanne und Basel genommen und verheirathete sich mit dem aus Bergamo gebürtigen Hieronymus Zanchi, damals Professor der Theologie zu Straßburg. Die glückliche Ehe dauerte nur drei Jahre. Sie starb am 13. November 1556 in Folge der Niederkunft, nachdem sie bereits zweimal Fehlgeburten gehabt. Die Eltern und ihr Gemahl waren untröstlich. „Drei und zwanzig Jahre, fünf Tage war sie alt“ — schreibt ihr Vater an Guilbertus Cognatus — „als sie wegging; sie war von großem Geiste, keuschen Sitten, eine Blüthe der Jungfrauen, die beste der Frauen. Dreimal gebar sie unglücklich; zum dritten Mal erlag sie und hinterließ uns nichts als die Sehnsucht nach ihr. O trügerische Hoffnungen bei hinfälligen Dingen, o eitle Bestrebungen der Sterblichen, wenn nicht Alles auf den einzigen Christus Jesus gelegt und gestellt ist!“ [1])

---

[1]) Brief vom 18. November 1556. Mſ. Andere Briefe über ihren Tod siehe in der obenerwähnten Schrift: De quatuor C. S. Curionis *filiarum vita atque obitu.*



Dorothea Curioni.

Dorothea war 1542 geboren. Ihre Eltern nahmen sie nicht mit, als sie Italien verließen, sondern ließen sie daselbst zurück, wie es scheint bei Verwandten oder doch guten Freunden. Sie kam auch niemals über die Alpen, sondern verheirathete sich in Italien. Ihren jüngern Schwestern war sie unbekannt. Als Basilius Amerbach 1556 Italien bereiste, macht ihm Celio Secondo freundschaftliche Vorwürfe, daß er seine Tochter, die damals also ungefähr vierzehn Jahre alt war, in Lucca nicht besucht habe. Von ihren Lebensschicksalen wissen wir nichts; dagegen befindet sich ein in Öl gemaltes Portrait von ihr in der Gemäldesammlung des Basler Museums. Man hielt dieses Portrait bisher für dasjenige ihrer jüngern Schwester Angela; allein man kann leicht beweisen, daß es das Dorotheas ist. Einmal nämlich hat der Maler selbst auf dem Bilde angegeben, daß das dargestellte Mädchen im Jahr 1552, wo das Bild gemalt wurde, sich im zehnten Jahre befand.[1]) Nun aber wissen wir aus andern Angaben, daß Angela Curioni im Jahr 1546 geboren war, im Jahr 1552 also nur sechs Jahre alt sein konnte.[2]) Sodann können wir aus einem Briefe der mehrerwähnten handschriftlichen Briefsammlung der Basler Bibliothek constatiren, daß das fragliche Bildniß von einem

---

[1]) In der Ecke links liest man: Anno 1552, rechts Aetatis X.

[2]) „Necdum tamen ad crescendi pervenerat metam, cum vix annum decimum octavum excessisset." De quatuor C. S. Curionis filiarum vita atque obitu p. 33. *Toniola* Bas. sepulta p. 20.

Maler in Lucca gemalt und durch Vermittlung des Aonius Palearius dem Vater Curioni zur Erinnerung an seine von ihm fern lebende Tochter nach Basel zugesandt wurde. Aonio Paleario, den man früher für den Verfasser des durch die Inquisition merkwürdiger Weise gänzlich vertilgten Buches „von der Wohlthat Christi“ hielt,[1]) war seit 1546 Professor der Beredsamkeit zu Lucca. Sein Brief an Curioni trägt die gleiche Jahreszahl, wie diejenige welche der Maler auf das Bild gemalt (1552), und enthält eine Beschreibung des übersandten Portraits, welche schlagend auf jenes Bild der Basler Kunstsammlung zutrifft. Da dem gegenwärtigen Taschenbuche eine Copie dieses Bildes beigegeben ist, wollen wir den Brief in deutscher Übersetzung hier folgen lassen.

Aonius Palearius grüßt seinen C. S. Curioni.

Mit diesem Briefe wirst du das Bildniß deiner Tochter Dorothea erhalten; aber, wie ich in einem andern Briefe geschrieben habe, die Wahrheit kann aus einem lebenden Wesen nicht in ein stummes Bild übertragen werden. Wäre ich von Anfang zugegen gewesen, so hätte ich gewünscht, daß nur die eine Seite des Gesichts gemalt und von dem Scheitel mitten durch die Stirne, die Nase und das Kinn eine Linie gezogen worden wäre,[2]) wie wir

---

[1]) Nach Ranke röm. Päpste Bd. I. S. 137, der einem Berichte der Inquisition folgt, ist der Verfasser dieses berühmten Buches nicht Paleario, sondern ein Mönch von San Severino, ein Schüler des Valdez.

[2]) Ducto filo . d. h. ich hätte gewünscht, daß man das Portrait im Profil gemalt hätte.

es auf den alten Münzen sehen. Allein fast alle Maler unserer Zeit glauben, daß die ganze Form treffender ausgedrückt werde, wenn man so malt, daß beide Augen und das ganze Gesicht dargestellt werden. Es ist eine Ähnlichkeit des Gesichts vorhanden; aber Dorothea ist viel schöner. In ihrem Gesicht nämlich, aus dem der Geist hervorleuchtet, erscheint eine bewundernswerthe Sittsamkeit, und in der Bewegung der Augen ein weiblicher Ernst, und zwar ein größerer, als dieses Alter mit sich bringt. In dem Ernst liegt jedoch viel Freundlichkeit und feine Artigkeit. In ihrem Gesicht ist nicht so viel Röthe verbreitet, wie das Bild zeigt, sondern eine gewisse helle Röthe einer frischen und durchsichtigen Haut, wie sie aus einer reinen Mischung des Bluts zu entstehen pflegt. Wenn sie von Jemandem angesehen wird, so malt sie sich plötzlich rosenfarben und, wie Diogenes sagt, mit der Farbe der Tugend. Ihre Gestalt ist weder sehr schlank noch klein (da sie, wie du weißt, nur zehn Jahre alt ist), ihr Körper weder dünn noch allzu dick, sondern beweglich und von jenem passenden Maß der Glieder, das die Griechen Symmetrie nennen. Aber was mehr werth, ja was die Hauptsache ist und worauf Alles beruht, sie hat zwei Leiterinen und Lehrerinen, ja Mütter, Angela und Felix, bescheidene und weise Frauen, denen sie theurer ist als ihre Augen, und von denen sie ehrenhaft gekleidet und mild erzogen wird. Gott schütze sie; denn unser Jahrhundert hat nicht viele solche, von so eifriger Liebe; diese erkaltet im Gegentheil bei allen Völkern, wie ich sehe, immer mehr oder ist ganz ausgelöscht. Unser Herr, der mächtig ist, helfe uns und unterstütze uns mit seiner

Gnade. Über meine Angelegenheiten schreibe ich dir nicht, weil du vermuthlich meine beiden Briefe erhalten haben wirst. Lebe wohl.

Lucca den 10. Januar 1552.

Zur Unterstützung dieser Beweise kann endlich noch angeführt werden, daß auf dem Briefe, den das Mädchen auf dem Bilde in der Hand hält, die Worte Dorothea deutlich zu lesen sind. Es kann also kein Zweifel sein, daß wir wirklich ein in Italien gemaltes Bildniß derselben besitzen. Die Schwestern in Basel, Angela und Felix (welche nicht mit den in dem vorstehenden Briefe erwähnten Frauen zu verwechseln sind), haben ihrer Mitschwester stets liebend gedacht, und ihr Bruder Augustinus, der sich 1564 in Italien befand, erhielt den Auftrag, ihr und ihrem Manne, Giovanni, die Trauerkunde des Hinscheidens der beiden Schwestern mitzutheilen. Wann sie selbst gestorben ist, darüber haben wir keine Angaben gefunden.

Angela ist die berühmteste der Töchter Celio Secondo Curionis, ähnlich der Olympia Morata und sie vielleicht an Vielseitigkeit des Geistes und mannigfacher weiblicher Bildung noch übertreffend. Sie ist geboren am 15. November 1546 zu Lausanne, aber starb schon in dem blühenden Alter von achtzehn Jahren am 2. Aug. 1564 an der verheerenden Pest, welche damals zu Basel wüthete. Man kann nichts Rührenderes lesen als den Brief, den Celio Secondo über ihren Hinschied an den Sohn Augustinus geschrieben hat. Wir übergehen die jammervollen Scenen an ihrem Sterbebette, die der Vater mit ebenso viel Schmerz als christlicher Ergebung beschreibt und wollen hier bloß das anführen, was er



Angela Curioni.

Gnade. Über meine Angelegenheiten schreibe ich dir nicht, weil du vermuthlich meine beiden Briefe erhalten haben wirst. Lebe wohl.

Lucca den 10. Januar 1552.

Zur Unterstützung dieser Beweise kann endlich noch angeführt werden, daß auf dem Briefe, den das Mädchen auf dem Bilde in der Hand hält, die Worte Dorothea deutlich zu lesen sind. Es kann also kein Zweifel sein, daß wir wirklich ein in Italien gemaltes Bildniß derselben besitzen. Die Schwestern in Basel, Angela und Felix (welche nicht mit den in dem vorstehenden Briefe erwähnten Frauen zu verwechseln sind), haben ihrer Mitschwester stets liebend gedacht, und ihr Bruder Augustinus, der sich 1564 in Italien befand, erhielt den Auftrag, ihr und ihrem Manne, Giovanni, die Trauerkunde des Hinscheidens der beiden Schwestern mitzutheilen. Wann sie selbst gestorben ist, darüber haben wir keine Angaben gefunden.

Angela ist die berühmteste der Töchter Celio Secondo Curionis, ähnlich der Olympia Morata und sie vielleicht an Vielseitigkeit des Geistes und mannigfacher weiblicher Bildung noch übertreffend. Sie ist geboren am 15. November 1546 zu Lausanne, aber starb schon in dem blühenden Alter von achtzehn Jahren am 2. Aug. 1564 an der verheerenden Pest, welche damals zu Basel wüthete. Man kann nichts Rührenderes lesen als den Brief, den Celio Secondo über ihren Hinschied an den Sohn Augustinus geschrieben hat. Wir übergehen die jammervollen Scenen an ihrem *Sterbe*bette, die der Vater mit ebenso viel Schmerz als christlicher *Ergebung beschreibt* und wollen hier bloß das anführen, was er



Angela Curioni.

von ihrem Charakter, ihren Talenten, ihrem Wesen und ihrer äußern Erscheinung sagt.

„Angela besaß“ — so schreibt er — „einen scharfsichtigen Geist, ein sehr treues Gedächtniß, edle und aufrichtige Gesinnung; sie trachtete nach Lob und Anstand, Gefälligkeit und Schmuck. Deßhalb brannte sie immer von der Begierde etwas zu lernen, von dem sie Lob ernten könnte; denn oft hatte sie den Vers des toskanischen Dichters im Munde: **Altro diletto che imparar non trovo**, d. h. Lernen ist mein einziges Vergnügen. Das Hauswesen hatte sie die Mutter so gelehrt, daß sie es ganz inne hatte, so daß sie mit jeder selbst vierzigjährigen und in demselben erfahrenen Frau verglichen werden konnte. In der Bereitung der Speisen, im Einmachen der Früchte mit Zucker und Honig und andern Dingen hätte sie weder Köchen noch Zuckerbäckern etwas nachgegeben. Bei allen ihren Geschäften und Handlungen hat sie eine gewisse Reife und natürlichen Glanz ohne Prahlerei gezeigt. Nichts war so fein, so mannigfaltig und so schwer, was sie mit der Nadel nicht erreichte; die Geheimnisse dieser Kunst besaß sie alle so, daß sie auch ohne Vorbild Vieles kunstreich verfertigte. Merkwürdig gebildete Stickereien fügte sie sowohl mit der Nadel als mit Stäbchen und Hacken entweder gedehnt oder glatt zusammen, was du selbst sehen wirst, wenn du nach Hause zurückkommst. Mehrere dieser Arbeiten gelangten in verschiedene Theile Europas. Sie verstand vier Sprachen und drückte sich darin ganz gut, in Sprache oder Schrift, aus: die deutsche, italienische, lateinische und französische. Diese alle hatte sie mehr durch den Gebrauch

und die Vortrefflichkeit ihres Geistes gelernt, als durch Vorschriften. Die Rechenkunst hatte sie sehr gut inne, und solchen Eifer hatte sie etwas zu lesen, daß sie selbst beim Sticken die Lektüre nicht ganz aufgab, sondern auf der Schooß die Stickerei, auf der Bank das Buch hatte. Sie las nichts, von dem sie nicht etwas Besonderes und Gedankenreiches in ihr Gedächtniß, das ganz ausgezeichnet war aufnehmen konnte. Dreißig Psalmen Davids in Versen der Sprachen, die ich genannt habe, wußte sie auswendig; überdieß ebenso die zehn heiligen Gebote Gottes, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn. Diese pflegte sie sowohl allein, als vereint mit den Schwestern zu singen. Das neue Testament hatte sie sieben Mal ganz gelesen; zu dem las sie verschiedene andere Schriftsteller, aber nur keusche und sittsame und die für das Leben einen Nutzen hatten. Gern blätterte sie auch in medicinischen Büchern, in denen im Allgemeinen von den Krankheiten und ihrer Heilung gehandelt wird. Mir leistete sie große Hülfe in der Vergleichung der Handschriften zur Verbesserung der lateinischen Schriftsteller; auch wenn mir das Lesen beschwerlich fiel, vertrat sie die Stelle eines Vorlesers. Die Klage der Hecuba aus Ovid [1]) hatte sie auswendig gelernt und sagte sie gern mit trauriger Stimme und Tönen her, gleich als ob sie ihrer Mutter und meine Trauer über den Tod der Kinder vorauszeigen wollte. Von Natur war sie sonst fröhlich, aber vorzüglich bei Zusammenkünften von Freundinen unterhaltend und

[1]) Ovids Metamorphosen Buch XIII, Vers 494 ff.

gefällig; es gab kaum im täglichen Gespräch ein witziges Wort, das ihr nicht zu Gebote gestanden wäre, von mannigfachen und verschiedenartigen Erzählungen, mit denen sie die Zuhörer fesselte, nicht zu reden. Das war an dem Mädchen ferner bewundernswerth, daß sie niemals Jemanden, weder anwesend, noch abwesend, auch nur mit einem Worte verletzte; aufrichtig legte sie alle Worte und Handlungen ihrer Altersgenossen aus; sie selbst war in Wort und That wahrhaftig und offen, und schreckte vor Nichts so sehr zurück als vor der Lüge und Schmähung. Denn sie pflegte zu sagen, diejenigen welche lügen und den Nächsten verleumden seien gefährlicher als Diebe, weil die Diebe bloß dem schaden dem sie etwas stehlen, aber jene sowohl sich, weil ihnen Niemand glaubt, als auch dem den sie verleumden, und dann auch dem, bei dem sie ihre bösen und lügnerischen Reden führen, da sie dessen gute Meinung vom Nächsten erschüttern, und so mit einem Streiche drei verwunden und so viel an ihnen liegt tödten. Um den Charakter des Mädchens kurz zu bezeichnen: Angela besaß einen erhabenen, frommen, edelmüthigen, liebreichen und freundlichen Geist. Es bleibt mir übrig, über die Form ihres Körpers noch Einiges anzugeben. Sie war von mittlerer Größe, etwas schlanker als die Mutter; doch war sie noch nicht ausgewachsen, da sie kaum über das achtzehnte Jahr hinaus war. Ihr Körper war nicht dick, sondern wohl gehalten in gehörigem Verhältniß, regelmäßig, beweglich und ziemlich fest; ihre Gesichtsfarbe aus dunkel und weiß gemischt, sich jedoch mehr zur Weiße neigend, mit etwas gleichmäßig vertheilten Roth; ihr Gesicht länglich oder

Fehl oder Mackel; die Stirne breit und offen; die Augen nicht ganz blau, sondern nur der Augapfel ins Schwarze übergehend, hell, ruhig und durchdringend; die Augenbraunen dunkel, dicht, merklich und sittsam gebeugt; der übrige Theil des Gesichts von mittlerer Form, ihrem Bruder Horatius am meisten ähnlich, mit Ausnahme der Nase, deren unterer Theil um die Nasenlöcher runder war in Folge eines Falles als kleines Kind; ihre Unterlippe stand etwas vor, wie bei Horatius, aber auf nicht entstellende Weise; wie im Geiste, so glich sie auch durch den angenehmen und klaren Ton der Stimme ihrem Bruder Horatius. So leuchtete aus dem Gesichte eine edle Schamhaftigkeit und eine mit Heiterkeit vermischte Reife. Diese Reife und Klugheit deuteten auch einige weiße Haare an; ihr Haupthaar war sonst dicht, ziemlich lang, manchmal kraus, von blonder Farbe. Ihre Hände waren vollkommen, weiß und nicht lang, aber zu jeglichem Thun passend und geschickt; ihr Gang weder langsam noch schnell, sondern ernst und gemäßigt, wie es auch ihr Geist und ihr Charakter waren. Dieses Wenige habe ich dir über den Tod, den Geist, den Charakter, die Fertigkeiten und die Körperform unserer Angela schreiben wollen. Wenn sie länger gelebt hätte und wenn es Gottes Wille gewesen wäre, daß sie in eine Ehe getreten wäre, wovon sie, wie du weißt, nicht sehr entfernt war, so würden ihre ausgezeichneten Tugenden noch berühmter geworden sein. Aber das Geschick zeigte sie der Erde nur so; Gott wollte sie nicht weiter da lassen, und wir müssen dessen Rathschläge, so sehr sie uns verborgen und unerforschlich sind, billigen und verehren.“

Dieß ist die Beschreibung, die der Vater Curioni von seiner Tochter Angela entwirft. Da wir keinen Grund haben, dieselbe für übertrieben zu halten, so müssen wir bekennen, daß Angela Curioni wirklich eine ausgezeichnete Erscheinung, ein wahres Ideal einer Jungfrau war. Gelehrsamkeit war zwar damals beim weiblichen Geschlecht nichts Seltenes; die alten italienischen Universitäten Bologna, Padua und andere zählen mehrere Frauen, welche selbst Professuren bekleidet haben: aber was uns bei Angela Curioni überrascht, ist die Vielseitigkeit ihres Geistes, vermöge welcher sie nicht nur in das ernste Gebiet der Wissenschaft und Religion eindrang, sondern auch alle Fertigkeiten des täglichen Lebens und des weiblichen Berufes sich anzueignen wußte. Wie sehr sticht ein so tiefer religiöser Sinn ab gegen den Weltsinn und die Leichtfertigkeit, welche in unserer Zeit sich breit gemacht haben! Wie viel höher ist eine ernste Beschäftigung mit Wissenschaften in jener Zeit bei Frauen anzuschlagen, als die Romanschriftstellerei unserer Tage, in welcher sich doch wohl nur wenige Schriftstellerinen Lorbeeren geholt haben dürften! Wir übersehen nicht, daß bei Angela Curioni jene vielseitigen geistigen Anlagen bei ihrer Jugend noch zu keiner Reife gediehen waren, aber immerhin bleibt sie eine bemerkenswerthe Erscheinung, die schon in früherer Zeit nicht unbeachtet geblieben ist.

Die Schwestern Angelas **Celia** und **Felice** (Felix) waren ebenfalls ausgezeichnete Mädchen, wenn sie schon Angela nicht gleich kamen. Celia war 1547, Felice 1548 zu Basel geboren; beide starben schnell hintereinander, Felice sechszehn Jahre alt, am

17. August, Celia siebenzehn Jahre alt, am 21. August 1564, an der gleichen Pest, die schon ihre Schwester weggerafft hatte. Die Seuche war im Winter 1563 dem Rheinstrom entlang in die Schweiz gekommen und dauerte bis zu Ende des Jahrs 1564. Der Arzt Felix Plater bemerkt, daß besonders viel junge Personen weggerafft wurden; er schätzt die Zahl der in diesem „Sterbendt" Gestorbenen auf etwa viertausend. In Beziehung auf körperliche Reize hat Celia ihre Schwester Angela übertroffen; sie und Violante werden von ihrem Vater als diejenigen bezeichnet, welche, mit Ausnahme von Dorothea, die ebenfalls körperlich sich auszeichnete, die beiden andern Schwestern überragten. In Beziehung auf Fertigkeiten und Geist kam Celia Angela ziemlich nahe; doch war sie ernster und hatte nicht das Freundliche in ihrem Wesen wie diese. Die noch jüngere Felice war ein einfaches bescheidenes Mädchen, das ihre älteren Schwestern in Allem nachzuahmen suchte. Ein gemeinsames Grab im östlichen Kreuzgang des Münsters, welches später Familiengrab wurde, deckte die irdischen Überreste der drei Schwestern zu. Gedichte aller Art in lateinischer und italienischer Sprache wurden dem Andenken derselben von Freunden und Bekannten gewidmet.

Die drei Todesfälle in Zeit von kaum drei Wochen beugten die Eltern tief danieder. Sie begaben sich zu einiger Erholung nach Zürich, da die Mutter Margaretha der deutschen Sprache unkundig und in Basel außer ihrer Familie Niemand war, mit dem sie in ihrer Muttersprache hätte reden können; in Zürich dagegen hatten sich seit der Auswanderung der reformirten Gemeinde

von Locarno viele italienische Familien niedergelassen. Sie blieben einige Monate daselbst, bis die Seuche nachgelassen hatte, und kehrten dann nach Basel zurück.

Berichten wir nun noch etwas von den Söhnen Celio Secondo Curionis.

Horatius war geboren zu Casale 1534. Er studierte in Italien und erwarb sich den ersten Grad der Philosophie und Medicin schon in seinem zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Pisa. Seine Kenntnisse, seine Klugheit und Gewandtheit erwarben ihm die Stelle eines geheimen Rathes bei den Kaisern Ferdinand und Maximilian. In Religionsangelegenheiten nach Constantinopel gesandt, starb er auf der Reise dahin am 15. Febr. 1564, ohne daß er diese Mission erfüllen konnte. Also in demselben Jahre, in welchem er drei hoffnungsvolle Töchter verlor, einige Monate früher, wurde Celio Secondo auch dieser Sohn entrissen, der sich bereits eine für seine Jugend so ehrenvolle Stellung erworben hatte!

Augustinus war geboren 1538 zu Salo im Mailändischen. Seine Studien machte er ebenfalls in Italien. Nach dem Tode seiner Schwestern 1564 wurde er, als die Pest nachzulassen begann, vom Vater nach Hause zurückgerufen und erhielt bald darauf die Professur der Rhetorik an der Universität zu Basel. Er bekleidete diese nur zwei Jahre, indem er schon am 24. October 1566 starb. Augustinus war wohl der gelehrteste unter Celio Secondos Söhnen. Er hinterließ einige sehr geschätzte

Schriften, welche die Geschichte der Saracenen, Amerika und die Hieroglyphenkunde betreffen.

Leo war ebenfalls zu Salo geboren 1536. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Augustinus besuchte er italienische Universitäten, folgte dem schon oben erwähnten vornehmen Polen Kiska nach Lithauen, verweilte in Polen, machte einen Krieg gegen Schweden mit, wobei er gefangen aber wieder befreit wurde. In hohen Aufträgen machte er Gesandtschaftsreisen durch Schweden, Dänemark, England, Frankreich, Italien und Spanien. Die lateinische, deutsche, französische, italienische, spanische und polnische Sprache redete er sehr geläufig. Ungern wurde er aus Polen entlassen, um 1567 einem Rufe des seiner Kinder beraubten Vaters nach Basel zu folgen. Hier verheirathete er sich mit Flaminia Muralt, einer Tochter der in Zürich niedergelassenen locarnischen Familie Moralto. Während des Religionskriegs in Frankreich wurde er von der Guisischen Partei gefangen und in harter Gefangenschaft gehalten. Er starb zu Basel am 6. October 1601. Die Mutter, Margaretha Blanca Isacia, war am 12. Mai 1587 zur ewigen Ruhe gegangen, nachdem sie Celio Secondo also um achtzehn Jahre überlebt hatte.

Leo Curioni hatte mit Flaminia Muralt eine zahlreiche Nachkommenschaft, nämlich vier Söhne und drei Töchter. Die Söhne waren: **Nicolaus Leo, Augustinus, Hieronymus, Caelius**; die Töchter: **Lucia, Esther** und **Margaretha. Nicolaus Leo** starb schon früh (um 1590); **Augustinus, Hieronymus** und **Caelius** traten in französische Dienste und erwarben sich Ruhm als Haupt=

leute. Die Vorliebe für den Kriegsdienst, die, wie oben erwähnt, sich schon bei den Brüdern Celio Secondos in Piemont geltend gemacht hatte, brach nun mit einmal in der Familie Curioni wieder hervor. **Hieronymus** bekleidete übrigens beim Landgrafen Moritz zu Hessen, ehe er Hauptmann des Königs von Frankreich und Navarra wurde, die Stelle eines landgräflich hessischen geheimen Rathes und genoß das Vertrauen dieses Fürsten in hohem Grade. Augustinus starb im Jahr 1613, Hieronymus 1614; von Celio ist uns das Todesjahr nicht bekannt.

In der Geschichte der Schweizer-Regimenter in Frankreich finden wir noch einiges Nähere über die Kiegsdienste der Curioni. Fünf Schweizer-Compagnien dienten während des Winters 1594 bis 1595 in der Armee des Herzogs von Bouillon, der in Luxemburg einfiel. Eine dieser Compagnien wurde von einem Curio befehligt. Es war vermuthlich Augustinus Curio, Sohn des Leo. Im Jahr 1606 finden wir einen andern Curio als Hauptmann im Regiment Gallati. Es war dieß wahrscheinlich auch Augustinus; denn Hieronymus trat erst nach dem Tode dieses in französische Dienste. Dagegen könnte Hieronymus derjenige gewesen sein, der 1614 eine Hauptmannsstelle im Regiment Fegelin bekleidete; denn in diesem Jahre wurden Ludwig XIII von den Kantonen sechstausend Mann bewilligt. Es wäre aber auch möglich, daß diese Stelle von Celio versehen worden wäre. In der Aushebung vom Jahr 1630 finden wir wieder einen Curio als Hauptmann im Regiment von Erlach, und 1639 ist ein **Leo** Curio Hauptmann einer der sieben Compagnien, die Ludwig XIII

zur Verstärkung der Regimenter von Wattenwyl und Greder bewilligt wurden. Vermuthlich war dieß ein Sohn des Celio.[1])

Was die drei Töchter des 1601 gestorbenen Leo Curio und der Flaminia Muralt betrifft, so war Lucia (gestorben 1610) verheirathet an Christoph Krämer, Esther (gestorben 1610) an Johann Jakob Von Kilch, und Margaretha (gestorben 1659) an den berühmten Professor und Orientalisten Johann Burtorf, Stammvater des Geschlechts der Burtorfe zu Basel.

Das Geschlecht der Curio wurde durch Celio fortgepflanzt. Als seine Gattin wird Maria Frey genannt. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter. Unter jene möchte eben der vorhin genannte Leo, Hauptmann im Jahr 1639, zu zählen sein.

Hier verlassen uns die Nachrichten über die weitere Ausbreitung des Geschlechts. Die Nachkömmlinge des Celio Secondo scheinen im Laufe der Zeit von Basel weggezogen zu sein und sich im Auslande niedergelassen zu haben; denn zur Zeit ist kein Curio mehr in Basel und scheinen auch schon im vorigen Jahrhundert keine mehr da gewesen zu sein. Das Geschlecht ist aber darum nicht ausgestorben; denn wir wissen, daß noch jetzt ein Nachkomme desselben eine hohe Militärstelle in der königlich preussischen Armee bekleidet.

---

[1]) Vergl. *Zurlauben:* histoire militaire des Suisses au service de la France. Tom. VI. p. 194. 280. 307. 399. 464.

Stammbaum der Curioni.

Jacomino Curioni ⁀ Charlotte de Montrotier

Celio Secondo Curioni ⁀ Margaretha Blanca Isacia
† 1569 — † 1587

Dorothea (geb. 1542) — Violanthis († 1556) — Angela († 1564) — Celia († 1564) — Felix († 1564) — Horatius († 1564) — Augustinus († 1566)

Leo ⁀ Flaminia Muralt
† 1601 — † 1625

Lucia († 1610) — Esther († 1610) — Margaretha († 1659) — Nikolaus Leo († 1590) — Augustinus († 1613) — Hieronymus († 1614)

Caelius ⁀ Maria Frey

Drei Söhne und drei Töchter.

Die Gegend

am östlichen Ende des Genfersees.

Eine historisch- topographisch- litterarische Skizze.

Vom

Herausgeber.

Ille terrarum mihi præter omnes
Angulus ridet.

HORAT.

I.

Schön ists im Schweizerlande fast überall. Magst du droben stehen auf sonniger Höhe und das Auge wohlgefällig schweifen lassen über Berg, Flur, Wald und See, magst du unten im schattigen Thale weilen und dich des stillen Friedens freuen, der auch hier so reichlich über die Gefilde ausgegossen ist: überall wirst du die Pracht der Natur gewahr werden und der unergründlichen die schönsten Geheimnisse ablauschen können. So groß ist der Wechsel und die Verschiedenheit, daß man fast keiner Gegend vor einer andern unbedingt den Preis zuerkennen kann. Aber es gibt doch wohl Orte, die sich durch allgemein anerkannte Reize auszeichnen und die man durch öfteres Beschauen und Verweilen besonders lieb gewonnen hat. Dahin gehört unstreitig die Landschaft, die das östliche Ende des Genfersees umkränzt. Wem nicht vergönnt ist die Alpen zu übersteigen und jene Gegenden aufzusuchen, wo die Natur herrlicher, feuriger, farbenreicher sich entfaltet, der wandle diesseits und benüge sich mit der Betrachtung dessen, womit der Schöpfer das heimische Land gesegnet hat.

Die Gegend am östlichen Ende des Genfersees ist ohne Zweifel eine der schönsten an dem durch seine herrlichen Umgebungen so berühmt gewordenen Wasserspiegel. Wir meinen jene Gegend, die

sich auf der Südseite von St. Gingolph über Bouveret und die Rhonemündungen hinüber, auf der Nordseite über Chillon, Veytaux, Montreux, Verner, Clarens bis zurück nach Vevey erstreckt. Dieser Winkel ist umgeben von einem kühnen zackigen Gebirge der herrlichsten Formationen, unter denen auf der Südseite die Dent d'Oche mit ihren Gruppen, der 5000 Fuß hohe gerade über Bouveret sich erhebende Chaux-Meni, und im Hintergrunde vor allen das siebenzackige Mittagshorn, Dent de Midi, (9800 Fuß hoch), sich auszeichnen. Noch weiter hinten, von Vivis aus gesehen, scheint der Berg Catogne in Pyramidenform das Thal zu schließen, das sich indessen hier, bei Martinach, nur wendet und noch weithin in lange Ferne sich ausdehnt. Neben dem Catogne, der auch Zuckerhut genannt wird, erblickt man noch den Mont Velan, den Nachbar des St. Bernhard. Der Dent de Midi gegenüber erhebt sich in einer Höhe von 9018 Fuß die Dent de Morcles, zwei gewaltige Thalwächter, welche sich bei St. Moritz die Hand reichen und den schmalen Eingang in das enge Flußgebiet völlig beherrschen. Von Villeneuve an, in dessen Nähe der in zwei Mündungen in den See ausströmende Rhonefluß die Ebene versumpft hat, erheben sich die Berge von Arvel und steigen auf bis zum höchsten Punkte dieser Kette, dem Chaux de Naye, (6000 Fuß hoch), welchen man mit Recht durch die herrliche Aussicht, die er gegen den Montblanc und die savoischen Gebirgsketten, den Jura, den Genfer-, Neuenburger- und Bieler-See, die Berner-Alpen und den Kanton Freiburg gewährt, den Rigi der Westschweiz genannt hat. Dem Naye zur Seite steht

die Dent de Jaman wie ein gewaltiger Augzahn, scheinbar isolirt, in einer Höhe von 4952 Fuß über dem Meere. Vor diesen beiden breiten sich mehrere Vorberge aus, wie der Chamossal und Cubli, in den höhern Regionen mit Tannen bewachsen, denen in den Abdachungen Nuß-, Kirsch- und Kastanienbäume folgen. Der Cubli dehnt sich über das niedlich gelegene Dörfchen Charner bis zum Schloß Chatelard hinab, wo der Weinbau bereits das üppigste Gedeihen findet. Diesem Vorberg zur Seite erheben sich die Pleyaden, hinter ihm aber erblickt man die gezahnte Kette der Verraux, die mit La Plaigne, Folly und dann weiterhin mit der Gebirgskette des Moleson in Verbindung stehen.

Dieß ist der großartige Rahmen, der in engern und weitern Kreisen die Gegend am östlichen Ende des Genfersees einfaßt, herrlich vergoldet bald durch die glühende Abendsonne, bald durch das mattere Morgenroth, wenn die Gipfel der höhern Berge, wie dieß zur Herbstzeit öfter zu geschehen pflegt, bereits mit Schnee bedeckt sind. Aber wenn auch in den höhern Regionen schon Schnee und Frost eingetreten ist, herrscht in den Niederungen eine verhältnißmäßig noch warme Luft. Besonders derjenige Landstrich, der sich von Clarens über Verner und Montreux bis nach Veytaux erstreckt, gilt als der mildeste und durch die hohen Berge vor Nordwinden geschützteste Theil des Genfersees. Das Klima dieses Landestheils hat sich daher in der Schweiz und selbst in Deutschland einen gewissen Ruf erworben, und man kann in der That sagen, daß es die Mitte hält zwischen demjenigen Italiens und dem der übrigen Schweiz oder Süddeutschlands. Der Wein,

der in dieser Gegend wächst, wird dem besten des Waadtlandes beigezählt, und in den Gärten von Clarens, Verner und Montreux gedeihen Lorbeer-, Feigen-, Granatbäume im Freien. Wie in andern Theilen der Schweiz, vorzüglich im Wallis, verbindet sich in diesen Gegenden auf die merkwürdigste Weise das südliche Klima mit demjenigen der Alpennatur und der Schneeregionen.

Weniger gesegnet als das waadtländische Ufer ist das jenseitige von Wallis und Savoien. Zwar finden wir auch hier auf dem kleinen Raume, welcher der Bebauung fähig ist, schöne Obstbäume und zwischen Bouveret und St. Gingolph sogar ein Kastanienwäldchen, aber der Weinbau fehlt ganz, und während drüben fast den ganzen Tag die Sonne durch ihre Strahlen den Boden erwärmt und tausendfache Lebenskeime hervorruft, leuchtet sie hier nur des Morgens und läßt die Berge und Wälder des Mittags über im Schatten. Ihr dunkles Ebenbild wird in dem klaren See weithin abgespiegelt.

II.

Durch eine arbeitsame und gewerbige Bevölkerung hat daher an dem waatländischen Ufer des Genfersees heutzutage die Cultur bis zum höchsten Grade sich ausgebildet, während drüben im Wallis und in Savoien die Bewohner sich keineswegs durch Thätigkeit und Betriebsamkeit auszeichnen. Es gab jedoch einst eine Zeit, wo alles das anders war, wo die jetzt so lachenden Gefilde nur Wildniß und Einöde deckte. Des Dichters Matthisons Phantasie hat sich in jene Urzeit zurückversetzt und dieselbe also geschildert:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal, voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün,
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

Kein Rundetanz im sanften Vollmondschein!
Kein Freudenmahl vor Tells geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich wie Attikas Gefilde!

Die Oede schwieg; wenn, auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste,
Nicht etwa noch des Sees gewohntem Bad
Ein Uhr mit wilder Lust entgegenbrauste.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmerung, seine Schimmer.[1])

---

[1]) Matthison der Genfersee; Gedichte, Tübingen 1811. S. 156 f.

Die Zeit der Urbarmachung, Bebauung und Anwohnung dieser Gegenden reicht über jedes geschichtliche Gedächtniß hinaus. So viel ist jedoch gewiß, daß dieselben der schaffenden Hand der Römer sehr viel zu danken haben. Die Römer wußten sich sehr wohl diejenigen Punkte für ihre Niederlassungen auszuwählen, welche sich durch Klima, Lage und Boden auszeichneten. Das ganze Ufer des Sees war mit römischen Städten, Flecken und Castellen bedeckt; die Verbindung Helvetiens mit Wallis, wo ebenfalls zahlreiche römische Ansiedlungen bestanden, so wie mit Oberitalien vermittelst des Pennischen Passes (St. Bernhard) war sehr lebhaft. Die Städte Lausanne (Losonium), Vivis (Vibiscum) und Villeneuve (Pennilucus) sind römischen Ursprungs. Beim Dorfe Veytaux und beim Dorfe Baugy (unweit Chatelard) findet man noch verschiedene Spuren einer großen römischen Heerstraße, die von Pennilucus nach Vibiscum und von da weiter nach Aventicum führte. Es war die Fortsetzung der großen Flaminischen Heerstraße, die von Rom nach Mediolanum und den Penninischen Alpen ging.[1]) Der Paß über den großen St. Bernhard war während des ganzen Mittelalters einer der gangbarsten.

Den Römern hat man auch die Einführung des Weinbaus am Genfersee zu danken. Die Römer fanden Helvetien für den Weinbau im Allgemeinen untauglich, bloß der Landstrich am Lemaner-See, wo das Klima etwas milder war, so wie die Gegend um Aventicum, schienen ihnen hiefür passend zu sein. Es sind

[1]) Haller: Helvetien unter den Römern II. S. 78.

noch zwei Inschriften vorhanden, deren Echtheit freilich bezweifelt worden ist, aus denen hervorgehen würde, daß schon zu den Zeiten der Römer der Wein von Cully und Mistelach einen gewissen Ruf hatte.[1]) Vor Claudius und Nero wurde der Weinbau in Helvetien schwerlich betrieben; erst im dritten Jahrhundert nahm er hier, wie am Rheine, durch die Bemühung des Kaisers Probus, der sich um Anpflanzung edler Arten und überhaupt um Verbreitung des ganzen Weinbaus sehr verdient machte, neuen Aufschwung.

Doch kehren wir aus diesen alten Zeiten zurück in die Gegenwart.

III.

Den Mittelpunkt des Verkehrs jener Gegend, welche das östliche Ende des Genfersees umgibt, bis weit nach Wallis und Freiburg hinein, bildet die Stadt Vivis oder Vevey.[2]) Eine schöne Stadt kann man Vivis nicht nennen, insofern man unter Schönheit jene Geradheit und Rechtwinklichkeit der Straßen und Häuser versteht, wie sie etwa die modernen Städte Karlsruhe,

---

[1]) *Orelli* inscriptiones Helveticæ No. 134 und 197

[2]) Die bessern Schriftsteller schreiben *Vevey*, nicht *Vevay*; der deutsche Name Vivis stammt offenbar von dem lateinischen Vibiscum. — Es sind zwei bemerkenswerthe Monographien über Vivis und dessen Umgebungen erschienen: Vevey et ses environs par J. C. (*John Coindet*) Genève 1842. — Guide de l'étranger à Vevey et dans ses environs par *Eugène Duffoug-Favre*. Vevey 1843.

Mannheim und Berlin darbieten. Vivis trägt die Spur seines Alters an sich, allein dieß ist gerade was ihm Charakter verleiht. In dieser Beziehung hat es manche Ähnlichkeit mit mehrern kleinern rheinischen Städten, die durch enge Straßen, alte Mauern, Thürme und Ruinen ein mittelalterliches romantisches Aussehen darbieten. Indessen hat Vivis auch einzelne sehr schöne Häuser, öffentliche freie Plätze und angenehme Promenaden. Man kann der Stadt kein schmeichelhafteres Lob ertheilen, als dasjenige das ihr der neueste Beschreiber des Waadtlandes auf geistreiche Weise gespendet hat. Er nennt Vivis „holländisch durch seine Ordnung und Reinlichkeit, französisch durch seinen Geschmack, seinen Frohsinn und seine Lust an gesellschaftlichen Vergnügungen, schweizerisch durch seine Herzlichkeit, und fast wäre man versucht es für deutsch zu halten an schönen Abenden, wenn man die vielen in Vivis sich aufhaltenden Handwerker aus der deutschen Schweiz oder aus Deutschland am Ufer des Sees die Natur, die Freiheit, die Hoffnung eines bessern Lebens (?) in melodischen Tönen besingen hört." [1]) Was aber Vivis einen besondern unbestreitbaren Reiz verleiht; das ist seine herrliche Lage. Die Natur hat reichlich ersetzt, was der Menschenhand herzustellen nicht gelungen sein möchte. Die Aussicht von der Terrasse der Kirche St. Martin ist bezaubernd, namentlich ist der Hintergrund des herrlichen Panorama, die prächtigen Berge des Wallis, viel ausgedehnter und vollständiger, als weiterhin am See, z. B. auf der Terrasse der Kirche von Mon-

---

[1]) Vulliemin der Kanton Waadt II. S. 212.

treur. Matthison nennt Vivis ein „Loretto der Liebe," und unter seinen „Stimmen am Genfersee" läßt er es also sprechen:

Zärtliche Seelen, die lange nach Frieden vergebens geschmachtet,
 Finden den Talisman hier oder im Dunkel der Gruft.
Stille des Herzens und süßes Vergessen erduldeter Qualen
 Hab' ich schon manchem St. Preux freundlich nach Stürmen gewährt.

Die letzten Worte, eine Anspielung auf Rousseau's Roman „die neue Heloise" (wovon später noch mehr die Rede sein wird), erinnern an das Asyl, das die sogenannten englischen Königsmörder im siebenzehnten Jahrhundert in Vivis gefunden haben. Hiedurch hat diese Stadt wohl zuerst sich einen europäischen Namen erworben. Als nämlich Karl II den englischen Thron wieder bestieg (1660), mußten diejenigen Republikaner, welche mehr oder weniger zum Tode seines Vaters, Karls I, mitgewirkt hatten, das Land verlassen. Unter andern waren darunter Broughton, der Karl I das Todesurtheil vorgelesen hatte, und der General Ludlow. Genf nahm diese Flüchtlinge nicht auf, hingegen gewährte ihnen das mächtige Bern seinen Schutz und die Stadt Vevey besonders ehrte dieselben „um der Leiden willen, welche sie für die Freiheit des Vaterlandes erduldeten," wie einer von ihnen selbst sagte.

Es war damals, wie wir bereits an einem andern Orte zu bemerken Gelegenheit hatten,[1]) keine Rede von einem Asylrechte, das Flüchtlinge für sich in Anspruch nehmen konnten; hingegen gewährte man dem Unglück aus christlicher Mildthätigkeit gern

---

[1]) Basler Taschenbuch 1851. Seite 96.

eine Zufluchtsstätte, und namentlich wurden die des reformirten Glaubens wegen Verfolgten gern aufgenommen. Aber es stand durchaus im Belieben der Regierungen, diesen Schutz zu gewähren oder zu verweigern, und es ist ganz falsch, wenn man in der Aufnahme jener englischen Flüchtlinge eine Sympathie mit der Republik, dem Königthum gegenüber, erblicken will. Dasselbe Bern, das die Flüchtlinge im Waadtlande schützte und nicht auslieferte, ließ Karl II wegen seiner Thronbesteigung beglückwünschen. In Vivis war es, wo Ludlow seine Memoiren schrieb, die das Dankgefühl des Verbannten für den großmüthigen Schutz, den ihm mit Genehmigung der Regierung von Bern eine waadtländische Stadt ertheilte, ganz Europa offenbarten und die Vivis über die Gränzen der Eidgenossenschaft hinaus rühmlich bekannt machten. Ludlow starb in Vivis im Jahr 1693, nachdem er vergebens nach dem Sturze der Stuart (1688) in sein Vaterland zurückzukehren versucht hatte. Sein Leichnam wurde in der St. Martinskirche beigesetzt, wo auch Broughton die letzte Ruhestätte fand. Über der Thüre des Hauses, das Ludlow in Vivis bewohnt hatte, las man ehedem in goldenen Buchstaben den lateinischen Vers: **Omne solum forti patria quia patris.** Eine Urenkelin Ludlow's soll mit Bewilligung des Hauseigenthümers 1821 diese Inschrift mit sich nach England genommen haben.[1]) Noch heut-

[1]) Über diese englischen Flüchtlinge und ihren Aufenthalt in der Schweiz vergl. *J. Olivier* **le canton de Vaud. Laus. 1837. Tom. II. p. 1034 sqq.**; Vulliemin Geschichte der Eidgenossen, deutsche

zutage gedenkt die britische Nation wohlwollend des Schutzes, den damals ihre bedrängten und von der Parteiwuth verfolgten[1]) Angehörigen auf dem Gebiete schweizerischer Eidgenossenschaft an den schönen Gestaden des Lemaner-Sees erhalten haben.

IV.

Im Jahre 1851 ist Vivis wegen des am 7. und 8. August gefeierten Winzerfestes viel genannt worden. Es scheint uns daher am Platze zu sein, über den Ursprung und die Bedeutung dieses Festes hier Einiges zu bemerken, um so mehr, da Alles was man in öffentlichen Blättern darüber gelesen hat sehr unzuverlässig und oberflächlich gewesen ist.[2])

Die alten Athener hatten doppelt so viel Feste als die andern griechischen Staaten und wendeten ungeheure Summen auf dieselben. Etwas Ähnliches ist bei den Waadtländern der Fall; man

---

Übers. Tom. III. S. 161 ff. Desselben Kanton Waadt, deutsche Ausg., Tom I. p. 51. Über Ludlow insbesondere *Guizot:* Études biographiques sur la révolution d'Angleterre. Paris 1851. p. 49 sqq.

1) Einer der Flüchtlinge, Lisle, wurde in Lausanne ermordet.

2) Die besten Nachweisungen über das Winzerfest geben: *Olivier* le canton de Vaud I. p. 395 sqq.; Vulliemin der Kanton Waadt deutsche Ausg., I. p. 74 sqq.; Programme officiel de la fête des vignerons célébrée à Vevey les 7 et 8 Août 1851; La fête des vignerons et les rives du Léman en 1851. Genève 1851.

könnte sie in dieser Beziehung die schweizerischen Athener nennen. Einheimische alterthümliche Volksfeste sind zwar im Waadtlande, wie anderwärts, im Laufe der Zeit verschwunden, aber es blieben daselbst noch mehr übrig als bei vielen andern Völkern. Um die vielen modernen militärischen und bürgerlichen Feste nicht zu erwähnen, die meistens eine politische Bedeutung haben und von den Waadtländern eifrigst gefeiert werden, so sollen bei der Landbevölkerung immer noch einige eigenthümliche ländliche Feste in Übung sein. So wird ein Frühlingsfest erwähnt, das man auch hie und da in Deutschland findet. Weiß und roth gekleidete Mädchen, **les Maïanches** genannt, verkünden singend die Ankunft des Monats Mai. Die mit Scherz und Vermummungen verbundenen Umzüge der jungen Hirten (**boveirons**) sind ein Nachhall des Carneval und scheinen Ähnlichkeit zu haben mit den Umzügen am Hirsmontage im Kanton Bern. Die Rückkehr der Heerden von den Alpen am Dionysiustage (9. Okt.) soll ebenfalls mit Festlichkeiten verbunden sein.[1]) In der Sommerszeit wird auf den Bergen die **Mi-tçantein** oder **Mi-été** gefeiert, die an einigen Orten auch **Bernausa** genannt wird. Die Getreide-, Frucht-, (besonders Nuß-) und Wein-Ernte gibt auch im Waadtlande, wie bei andern Völkern der Vor- und Jetztzeit, Anlaß zu Festlichkeiten. Insbesondere scheint die Weinernte, da der Wein die bedeutendste Produktion des Waadtlandes ist, auch das bedeutendste

---

[1]) Der Verfasser, welcher in fünf verschiedenen Jahren zur Herbstzeit im Waadtlande war, hat nichts davon wahrgenommen.

Fest, das Winzerfest (fête des vignerons), hervorgerufen zu haben.

Das Winzerfest ist gleichsam der Vereinigungspunkt aller andern Feste, notre grande fête nationale, wie ein waadtländischer Schriftsteller sagt.[1]) In ihm sind namentlich die verschiedenen Erntefeste concentrirt. Schon bei den Völkern des Alterthums, bei den Griechen und Römern, war es Sitte, die Erntefeste auf fröhliche Weise zu feiern, woran sich Gesang, Tanz und eine Art roher Volkspoesie reihte. „Wie in Griechenland die dramatische Poesie bei den Kelterfesten, die dem Weingott Dionysos zu Ehren gefeiert wurden, entstanden sein soll, so in Italien die Fescenninischen Verse. Weinbau und Ackerbau sind die Mittel zur Hervorbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und durch sie ist schon selbst ein Fortschritt aus rohem Naturzustand zu gesetzlicher Ordnung und Civilisation gemacht. Die römischen Dichter (Tibull, Virgil, Horaz) beschreiben sehr anschaulich den einfachen Hergang bei jenen Erntefesten. Die Freude über den reichlichen Ertrag stimmt den Landmann zu fröhlichem Gesang, Tanz und muthwilligem Spiel; dabei wird aber auch in dankbarer Weise der Götter gedacht, welche diesen Segen verliehen, und dessen zum Zeichen eine Opfergabe gespendet. Denn keiner mehr als der Landmann fühlt seine Abhängigkeit von höherer Macht.“[2])

---

[1]) *Olivier* le canton de Vaud I. p. 396.

[2]) Worte des Verfassers aus seiner Abhandlung: „Über die älteste Poesie der Römer“, in den Verhandlungen der 10. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten S. 111 f.

Bei diesen Vorgängen sollte man glauben, der Ursprung des Winzerfestes ließe sich in das griechische oder doch in das römische Alterthum zurückverlegen; allein es läßt sich hiefür nicht der geringste Beweis anführen. Es ist zwar bemerkt worden, daß einige Gelehrte wirklich das Winzerfest in Vivis mit jenem Erntefest der Athener, das zu Ehren der Demeter oder Ceres als Erfinderin des Feldbaus gefeiert wurde (τὰ Ἁλῶα) in Zusammenhang zu bringen suchten.[1]) Wir sehen nicht ein, aus was für Gründen jene Gelehrten den Ursprung des Winzerfestes gerade auf dieses Fest zurückführten, da, wenn man einmal in das griechische Alterthum zurückgehen wollte, die weit wichtigeren und bedeutenderen Dionysos- oder Bacchusfeste (τὰ Διονύσια) doch viel näher lagen und mit dem Winzerfeste größere innere Verwandtschaft hatten. Aber, wie gesagt, der Ursprung des Winzerfestes aus dem Alterthum läßt sich durchaus nicht beweisen. Abgesehen davon, daß der Weinbau, wie oben erwähnt am Genfersee ziemlich spät in Aufnahme kam, daß die einheimische Bevölkerung keine römische war und daß sich Nationalfeste nicht so leicht von einem Volke auf das andere übertragen lassen, so ist der Mangel aller und jeder positiven Daten hiefür entscheidend.

---

[1]) Programme officiel de la fête des vignerons, préface: «Les uns font remonter cette origine à la plus haute antiquité, l'attribuant à une imitation des fêtes que les Athéniens célébraient annuellement en l'honneur de Cérès et de Bacchus, sous le nom de fêtes Aloennes.»

Dieß wurde denn auch von den besonnenern Forschern eingesehen, und **Vulliemin** hat ganz Recht, wenn er den Ursprung des Winzerfestes durchaus unbestimmt läßt.

Olivier hat das Winzerfest mit den mittelalterlichen Mysterien in Zusammenhang bringen und überhaupt an dem ganzen Feste ein mittelalterliches Gepräge finden wollen.[1]) Der waadtländische Gelehrte scheint uns hiebei sich mehr von seiner Phantasie (wie überhaupt in seinem Buche), als von geprüfter Geschichtskenntniß haben leiten lassen. Wir müssen die Vermuthung, daß das Winzerfest mit den geistlichen Mysterien des Mittelalters in irgend einem historischen Zusammenhange stehe, als eine durchaus unbegründete erklären. Das Winzerfest trägt nicht den geringsten christlich-religiösen Charakter, es hat vielmehr einen ganz heidnischen Anstrich; es ist auch nicht eine Spur vorhanden, welche auf einen äußern oder innern Zusammenhang dieses Festes mit jenen Spielen, die hauptsächlich zu Ostern, in der Passionswoche und am Fronleichnamsfest gefeiert wurden, hinwiese. Durch die Reformation und das Aufkommen stehender Bühnen gingen die Mysterien ohnedem zu Grunde, zu einer Zeit, wo vermuthlich das Winzerfest noch gar nicht lange oder doch wenigstens ohne großes Festgepränge, gefeiert wurde. Vollends begreifen wir nicht, wie man an dem Winzerfeste, so wie es jetzt gefeiert wird, ein mittelalterliches Gepräge finden kann. Wenn man einen Balletmeister aus Paris kommen läßt, um die Tänze zu organisiren, und einen

[1]) **Le canton de Vaud I. p. 396.**

Musiklehrer aus Böhmen anstellt, um die Gesänge zu leiten, da dürfte wohl von mittelalterlicher Einfachheit kaum mehr die Rede sein.

Die positiven Nachrichten, welche wir über den Ursprung des Winzerfestes haben, beschränken sich auf sehr Weniges. Eine Feuersbrunst, welche im Jahre 1688 zwei Drittheile der Stadt Vivis verzehrte und auch die Archive der Winzergilde vernichtete, soll daran Schuld sein. Damals wurde nichts gerettet als ein Festmanual, welches vom Jahr 1647 datirt, und ein Becher des Bacchus, der mit den Wappen aller Äbte des Klosters Hautcrest, bis zum Jahr 1618 zurück, geziert ist. Schon das deutet indessen zuverläßig auf den Ursprung des Festes. Die fleißigen Mönche des ehemaligen, in dem Bergbezirk Oron gelegenen, 1134 von Guido Marlani, Bischof von Lausanne, gegründeten Cistercienserklosters Hautcrest waren es, welche in jenen Berggegenden den Ackerbau, im Ryfthale dagegen den Weinbau ungemein beförderten und ebendadurch auch Urheber des Winzerfestes wurden.[1]) Das Kloster besaß in der Umgebung von Vivis große Strecken Rebland. Um die Cultur des Landes zu befördern und den Winzern zugleich eine Belohnung und eine Ermunterung zu fleißiger Bearbeitung desselben zu Theil werden zu lassen, wurde von den Äbten des Klosters ein Fest gestiftet, bei dem ein Umzug der Winzer mit ihren Geräthschaften stattfand und das mit einem

[1]) Heutzutage sind nur noch wenige Ueberbleibsel dieses Klosters übrig, das bis zur Reformation 36 Aebte gehabt hatte.

Festmale schloß. Wahrscheinlich wurde dieses Fest zur Zeit der Weinlese gefeiert, wo ohnedem, wenigstens in glücklichen Jahren, das Herz des Winzers fröhlicher gestimmt ist, und daß bei dem Male der Wein nicht gespart wurde und eine mitunter vielleicht ausgelassene Fröhlichkeit herrschte, wollen wir gerne glauben. Es mag da ähnlich zugegangen sein, wie in jener italischen Urzeit, von welcher Horaz sagt: [1])

Pflüger der Vorzeit, tapfer, bei Wenigem immer genügsam,
Wenn sie geborgen die Früchte, ergötzten in heiliger Festzeit
Körper und selber den Geist, der geduldig das Ende erwartet;
Sühnten vereint mit Gehilfen, mit Kindern und züchtiger Hausfrau
Sie, die Tellus, durch Ferkel, durch Milch Silvanus den Waldgott,
Aber den Genius, Mahner des Lebens, durch Wein und durch Blumen.
Fescenninische Freiheit entstand durch diese Gewohnheit,
Die sich in wechselnden Versen ergoß in bäurischer Rede.

Ausser den oben erwähnten aus der Feuersbrunst von 1688 geretteten Geräthschaften beweist auch der bei dem Umzug auf einer Fahne angebrachte und noch heute von der Winzergilde beibehaltene Denkspruch: **Ora et labora** den Zusammenhang des Festes mit dem Cistercienserkloster. Denn dieser Denkspruch gehörte eigentlich den Cisterciensermönchen an. In welches Jahrhundert aber die Stiftung des Festes zu setzen sei, das kann bei dem Mangel aller nähern Angaben nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Vielleicht wird man nicht so sehr irren, wenn man auf das fünfzehnte oder sechszehnte Jahrhundert räth.

---

[1]) Episteln II. 1. 139 ff.

Wie es vielen andern Festen ergangen ist, so erging es auch dem Winzerfest. Die ursprüngliche Bedeutung und die ursprüngliche Einfachheit ging immer mehr verloren, und es wurde am Ende etwas ganz Anderes, Fremdartiges daraus gemacht. In den Allegorien und heidnischen Zuthaten, die heute dem Feste beigegeben sind, kann Niemand mehr den ursprünglichen Zweck, eine Feier der Weinlese, erkennen. Schon die Jahreszeit gibt dieß nicht zu; denn jetzt wird das Fest nicht im Herbste, sondern im Sommer gefeiert. Im Herbste wären eben nicht mehr so zahlreiche fremde Reisende in der Schweiz, und auf deren Besuch oder Börse ist es jetzt hauptsächlich abgesehen. Diese kunstmäßige Erweiterung des Winzerfestes hat man der Winzergilde (Abbaie des vignerons) zu danken. Diese Gilde, deren Zweck die Aufsicht und Verbesserung des Weinbaus ist, soll sich schon sehr früh gebildet haben. Sie ist es denn auch, welche die Erweiterung und Ausschmückung des Festes je nach dem Geschmacke der Zeit veranstaltet hat. Im achtzehnten Jahrhundert aber war nichts beliebter als die Allegorie; das Winzerfest wurde dem gemäß zu einer glänzenden dramatischen Allegorie umgestaltet. Außer Bacchus, dem eigentlich das Fest galt, erschien daher auch Ceres, und seit 1797 ist auch Pales, die Göttin der Hirten und Heerden, eingeführt worden. Die vier Jahreszeiten wurden ebenfalls allegorisirt und überhaupt ein zahlreiches Gefolge auf theatralische Weise dem Festzug zugetheilt. So kam es denn, daß 1819 und 1833 ein immer größeres Festgepränge entwickelt wurde, das im Jahr 1851 auf den höchsten Gipfel gestiegen schien.

Das Merkwürdigste an dem ganzen Winzerfeste sind unsers Erachtens die alten in der Volksmundart abgefaßten Gesänge, welche noch immer gesungen werden. Auch neuere Dichter haben Poesien für das Fest geliefert. Jene alten Gesänge werden aber immer ihr historisches Interesse bewahren.

So viel vom Winzerfeste zu Vivis.

V.

Wenn man die Stadt Vivis verläßt und seine Schritte nach Osten wendet, so führt die Landstraße zunächst in das Städtchen La Tour de Peilz, das gewisser Maßen als eine Vorstadt von Vivis zu betrachten ist, und dann an hübschen Landsitzen vorbei durch enge Mauern des Rebgeländes hindurch nach dem Dorfe Clarens. Auf Clarens folgt Verner, dann Montreux auf der Höhe, ferner Colonges, Taritet und Veytaux. Alle diese Ortschaften bilden eine zusammengehörige Gruppe, wie sie denn auch sämmtlich nach Montreux pfarrgenössig sind. Hier ist der eigentlich klassische Boden des Waadtlandes, klassisch theils in Beziehung auf die von der Natur verliehenen Reize, theils in Beziehung auf den Ruhm, den diese Gefilde durch Schriftsteller und Dichter erlangt haben. Schwerlich ist eine andere Gegend des Schweizerlandes mehr gepriesen worden.

Clarens selbst ist ein an einem Landvorsprung gelegenes schmuziges Dorf, welches weit entfernt ist, sich mit der Reinlichkeit und Nettigkeit eines bernerischen Dorfes im Emmenthal messen zu können. Aber es gilt hier noch viel mehr, was schon oben in Beziehung

auf Vivis gesagt wurde: die Natur ersetzt in reichlichem Maße das Mangelhafte der menschlichen Einrichtungen. Clarens gewährt durch seine vorspringende Lage größere Fernsicht, als die weiterhin mehr in dem Bergwinkel gelegenen Dörfer Verner und Montreux. Auch leuchtet bereits hier die Morgensonne, während Montreux und Veytaux noch im Schatten liegen.

Der See bildet diesem Landstrich entlang zwei Buchten, beide ungefähr von gleicher Größe. An der einen liegen Clarens und Verner, an der andern Montreux und Chillon. Zwischen beiden drängt sich eine mit Reben bepflanzte Landzunge in den See hinaus, welche aus lauter Alluvionsterrain besteht, das der aus der Bergschlucht von Montreux hervorschäumende Waldbach hier angeschwemmt hat. Über die Reben des Berglandes hinaus zeigen sich einige, freilich dünn gesäete Gebüsche von Kirsch- und Nußbäumen, und den Rücken der Gegend, in welcher noch manches Sennhüttchen und einige Dörfchen versteckt liegen, bilden die hohen Wände der früher genannten Berge: Cubli, Jaman, Naye, Verraux und andere.

O Clarens! friedlich am Gestad' erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.

So sang Matthison in seinem „Genfersee.“ Und wer ist es denn, welcher dem stillen unscheinbaren Dorfe diesen ewigen Ruhm verschafft hat? Es ist der vielgepriesene Naturphilosoph des achtzehnten Jahrhunderts, der Verbreiter jener bewunderten Grundsätze über Politik und Erziehung, der Dichter und Musiker, der so abenteuerliche Schicksale erlitten, mit einem Worte: der Citoyen von Genf, Jean Jacques Rousseau.

Wir fühlen uns an diesem Orte gedrungen auszusprechen, daß wir nicht zu den Bewunderern dieses Mannes gehören; ja wir halten mit unserer Antipathie gegen denselben keineswegs zurück. Wir verkennen zwar nicht, daß Rousseau große Talente hatte, daß seine Wirksamkeit eine ungemein tiefgreifende war, wie es denn allgemein anerkannt ist, daß die Grundsätze, welche die französische Revolution praktisch verwirklichte, von ihm zuerst theoretisch ausgesprochen wurden. Allein wir halten die von ihm, so wie die von Voltaire und den Encyklopädisten ausgegangene Richtung eben für eine verderbliche. Die heilbringenden Grundsätze des Christenthums, die warnenden Lehren der Geschichte, kurz alles Gegebene, durch die Zeit Gewordene und Berechtigte werden dadurch beseitigt und umgestürzt, und auf dieser tabula rasa wird dann ein Vernunftgebäude aufgeführt, zu dessen Bau sich beschränkter Verstand, vielseitige Unwissenheit, verwerfliche Absicht und selbstüberschätzende Eitelkeit vereinigen. Welches Unheil haben nicht die mißverstandenen Lehren von der Volkssouverainetät, der Gleichberechtigung aller Menschen, dem Verderben, das Eigenthum und Verträge in die Welt gebracht, angerichtet! Man übertreibt schwerlich, wenn man sagt, in dieser Beziehung habe Rousseau „des Übels mehr auf dieser Welt gethan, als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten.“

In neuerer Zeit ist man von der Überschätzung Rousseau's zurückgekommen und hat ihn unparteiischer zu beurtheilen gewußt. Es sind neulich mehrere Arbeiten über ihn erschienen, und wir

können uns nicht versagen; hier eine Stelle eines Recensente eines dieser Bücher wiederzugeben: [1]) „Man muß in der Tha anerkennen," — so sagt derselbe, — „daß Rousseau unter de Philosophen die Rolle eines Menschenhassers, eines mürrische Censors spielte, begabt mit einer übertriebenen Reizbarkeit de Eigenliebe, mit welcher sich eine Schattirung wohl ausgeprägte Hypochondrie verband. Weder in seinen Handlungen noch in seine Schriften findet man die Absicht Böses zu thun, den Wunsch di Grundsätze in selbstischer Absicht auszubeuten. Verblendet durc Stolz geräth er auf Abwege; eine nervose Überspannung mach ihn ungesellschaftlich, argwöhnisch, wild; sein kranker Geist nimm zum Sophismus seine Zuflucht, den er nur zu gut zu handhabe versteht. Aber seine Fehler rechtfertigen das Benehmen nicht, da der Anhang Voltaire's gegen ihn beobachtete, dessen Cynismus noc empörender war als der seinige, und der ihm vorzüglich nich verzieh, daß er es wagte sich als Spiritualist zu zeigen und wenig stens in den Grenzen des Zweifels zu bleiben gegenüber dem tri

---

[1]) Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau par *G H. Morin*. Paris 1851. Bibliothèque universelle de Genève Novembre 1851 p. 381. *L. F. Bungener*: Voltaire et so temps. Paris et Genève 1851. Tom. II. p. 97 sqq. *J Joubert*: Pensées, essais, maximes et correspondance. Pari 1850. Tom. II. p. 192 sq. *Saint-Marc-Girardin*: Jea Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages, in mehrern Hefte der Revue des deux mondes 1852.

umphirenden Unglauben. Trotz seines Genies war Rousseau kein großer Mann; die Kleinigkeiten des Lebens beherrschten ihn; er verstand niemals gegen die Umstände zu kämpfen; sie waren es, die ihn seit seiner Jugend von dem guten Pfade abgebracht haben. Offenbar war er sehr unglücklich, vielleicht mehr noch als strafbar, und er hat ein Recht auf einige Theilnahme."

VI.

Das Buch, durch welches Rousseau Clarens verherrlicht hat, heißt: **La nouvelle Héloise.**[1]) Dieser Roman war seiner Zeit weltberühmt, und noch heutzutage ist er nicht ganz verschollen. Im Grunde ist auch er ein Tendenzroman; er ist nichts anders als eine Vertheidigungsrede für die Lehre von der Gleichheit aller Menschen; in ihm soll auf ergreifende Weise praktisch dargethan werden, welches Unglück der Unterschied der Stände über die Menschen bringe.[2]) Die Heldin des Romans, Julie, ist die ein=

---

[1]) Gewöhnlicher Titel: **Lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes. Recueillies et publiées par J. J. Rousseau.** Der Roman erschien zuerst im Jahr 1759. — **Édition illustrée par Tony Johannot. Paris 1845.**

[2]) Rousseau sagt z. B. in der Vorrede: **Depuis que tous les sentiments de la nature sont étouffés par l'extrême inégalité, c'est de l'inique despotisme des pères que viennent les vices et les malheurs des enfans etc.** Rousseau bearbeitete bekanntlich im Jahr 1753 die Preisfrage der Akademie von Dijon: **sur l'inégalité parmi les hommes,** und gewann mit seiner Arbeit den Preis.

zige Tochter des Barons d'Etange, der im Winter zu Vivis, im Sommer auf einem Landhause zu Clarens wohnt. In dem Baron d'Etange wird uns ein Typus jenes hochmüthigen französischen Adels vorgeführt, wie er vor der Revolution in Frankreich vorhanden sein mochte. Er ist ganz erfüllt von den Vorurtheilen seines Standes; es kommt ihm nicht einmal in den Sinn, daß ein Bürgerlicher sich in seine Tochter verlieben könnte. Dieß geschieht aber wirklich; der Hauslehrer, der später St. Preux genannt wird und unter welchem Rousseau sich selbst abkonterfeit, weiß in Julie eine Liebesglut zu entflammen, die sich selbst Verirrungen zu Schulden kommen läßt. St. Preux ist ein kleiner Bürger, ohne Vermögen;[1]) in den Augen Julies ist er jung, groß, wohlgestaltet, kräftig, gewandt; er hat Erziehung, Verstand, Sitten, Muth; sein Geist ist gebildet, seine Seele gesund;[2]) in den Augen des Barons dagegen ist er ein vorgeblicher Schöngeist, ein nichtssagender Schwätzer, geeigneter eine weise Tochter zu verführen als ihr guten Unterricht zu ertheilen.[3]) Julie und St. Preux lieben sich mit der heftigsten Leidenschaft; sie sind zwei Wesen, die „der Himmel und die Natur" für einander geschaffen hat.[4]) Von Baron d'Etange, dem die ganze Liebschaft verborgen bleibt, ist natürlich keine Einwilligung zu einer Heirath zu hoffen.

[1]) Un petit bourgeois, sans fortune. Première partie, lettre 7.
[2]) Première partie, lettre 62.
[3]) Première partie, lettre 63.
[4]) Troisième partie, lettre 19.

„Ein unsinniges Vorurtheil ändert die ewigen Bestimmungen und zerstört die Harmonie denkender Wesen. Die Eitelkeit eines barbarischen Vaters verbirgt das Licht unter dem Scheffel und preßt jenen zarten und wohlwollenden Herzen Thränen aus, während sie gemacht sind die Thränen Anderer abzutrocknen. Das eheliche Band ist das freieste und die heiligste Verpflichtung. Alle Gesetze, die es hindern, sind ungerecht; alle Väter, welche es zu bilden oder zu brechen wagen, sind Tyrannen. Diese keusche Verbindung der Natur ist weder der souverainen Gewalt noch der väterlichen Autorität unterworfen, sondern der einzigen Autorität des gemeinschaftlichen Vaters, der den Herzen zu gebieten weiß und der, indem er ihnen befiehlt sich zu einigen, sie zwingen kann sich zu lieben.“ [1])

So philosophirt Rousseau, welcher den handelnden oder vielmehr den schreibenden Personen (denn der ganze Roman ist in Briefform abgefaßt) seine eigenen Gedanken auf eine oft unnatürliche und selbst widerliche Art unterlegt. Das Standesvorurtheil begründet also das Unglück zweier Menschen, woraus sich von selbst die Lehre ergibt, daß die Ungleichheit der Stände in der menschlichen Gesellschaft nur Unheil hervorbringt. Eine Verbindung der zwei von der Natur und dem Himmel für einander bestimmten Wesen kommt nicht zu Stande; im Gegentheil sie werden von einander getrennt; der Vater, als er das Geheimniß erfahren, ermahnt die Tochter, „der Pflicht und der Ehrbarkeit eine

---

[1]) Seconde partie, lettre 2.

schändliche Leidenschaft zu opfern, welche sie entehrt, und die sie nur auf Kosten des väterlichen Lebens befriedigen könnte." [1]) Julie muß einem alten Freunde des Vaters, ausgezeichnet durch hohe Geburt und alle Eigenschaften, welche dieselbe unterstützen können, dem der Vater selbst das Leben verdankt, die Hand reichen. Anfangs widerstrebt sie, allein nach und nach fügt sie sich; sie lernt die Tugenden ihres neuen Gemahls, Herrn von Wollmar, immer mehr schätzen, sie wird zufrieden, genießt das Glück der Ehe und der Kinder, und tritt zu ihrem frühern Liebhaber in ein offenes Freundschaftsverhältniß. Allein ganz glücklich wird sie doch nicht, weil sie entdeckt, daß ihr Mann ein Skeptiker und Atheist ist. [2]) Ihr Leben erscheint überhaupt als ein verfehltes, und sie stirbt frühzeitig in Folge eines Unglücksfalls.

VII.

Doch eine Darlegung des Inhalts dieses Romans ist nicht unser Zweck; wir haben desselben vielmehr nur wegen der darin angebrachten Staffage erwähnt, die sich auf die Gegend bezieht, welche wir zu skizziren unternommen haben. Überhaupt möchten es gerade die Zuthaten gewesen sein, welche diesem Buche zu seiner Berühmtheit verhalfen. Aus jeder Zeile sieht der Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts hervor, der die Gelegenheit ergreift, seine Ansichten über alle möglichen Verhältnisse und Thätigkeiten des Lebens, über Litteratur, Kunst, Malerei, Musik, Theater, Tanz,

---

[1]) Troisième partie, lettre 18.

[2]) Cinquième partie, lettre 5.

Landwirthschaft. Staatswohlfahrt, Erziehung, Religion, Gott, Unsterblichkeit, Christenthum etc. etc. auszukramen. Doch weit mehr sind es gewisse Schilderungen, welche dieses Buch seiner Zeit piquant machen mußten. Dahin gehört z. B. die Beschreibung vom Wallis und seiner Bewohner,[1]) auf welche er selbst öfter mit einer gewissen Coquetterie zurückblickt, die Schilderung von Paris und der Pariserinnen,[2]) die Schilderung der Eigenthümlichkeiten Genfs und seiner Einwohner.[3])

Hier war Rousseau ganz auf seinem Gebiet, denn er konnte als Augenzeuge berichten. Er war in Genf geboren und erzogen; er kannte auch die Eigenthümlichkeiten des Genfersees und seiner Umgebung sehr wohl, und er verschmäht z. B. nicht, seine Kenntnisse in Beziehung auf die dem See eigenthümlichen Fische und Vögel zur Schau zu tragen,[4]) wie er denn auch gewisse Eigenthümlichkeiten des Landes in Betreff der Speisen, der Weinlese, des Weins, des Geldes etc. erwähnt. Was die Gegend von Vivis und Clarens insbesondere betrifft, in welcher sein Roman sich abspielt, so konnte ihm auch diese nicht unbekannt sein. Er spricht selbst in seinen „Confessions" von dem Eindruck, den diese Gegend auf ihn gemacht:[5]) „Ich logirte zu Vivis im Schlüssel, (es war im Jahr 1731), und während der zwei Tage, daß ich

---

[1]) Première partie, lettre 23.

[2]) Seconde partie, lettres 21. 23.

[3]) Sixième partie, lettre 5.

[4]) Quatrième partie, lettre 17. Sixième partie, lettre 11.

[5]) Partie I, livre 4.

daselbst ohne Jemanden zu sehen blieb, faßte ich eine solche Liebe für diese Stadt, die mir auf allen Reisen folgte und die mich endlich veranlaßte, die Helden meines Romans dahin zu verlegen. Ich würde gern denen, die Geschmack und Empfindung haben, sagen: Geht nach Vivis, besucht das Land, prüft die Gegend, fahrt auf dem See spazieren, und sagt, ob die Natur dieses schöne Land nicht für eine Julie, für eine Claire, für einen St. Preux gemacht hat; aber sucht sie daselbst nicht.“ Hiemit deutet er an, daß die ganze Geschichte ersonnen ist und sich nicht etwa auf gewisse wahre Begebenheiten gründet. Noch deutlicher erklärt er sich hierüber in der Vorrede zur neuen Heloise: „Ich war mehrere Male in Vivis ... und ich habe niemals vom Baron d'Etange und von seiner Tochter reden gehört. Der Name des Herrn von Wollmar ist daselbst gar nicht einmal bekannt. Ich war in Clarens; ich habe daselbst nichts gesehen, das dem in diesen Briefen beschriebenen Hause ähnlich gewesen wäre. Bei meiner Rückkunft aus Italien kam ich durch dasselbe, in demselben Jahre des traurigen Ereignisses; aber man beweinte dort weder Julie von Wollmar noch irgend etwas, das ihr, meines Wissens, geglichen hätte. Endlich, so viel ich mich der Lage des Landes erinnern kann, habe ich in diesen Briefen Versetzungen von Ortschaften und topographische Irrthümer wahrgenommen, sei es, daß der Verfasser es nicht besser wußte, sei es, daß er seine Leser in die Fremde schicken wollte.“

In der That, der Roman Rousseau's wimmelt von innern und äußern Unwahrscheinlichkeiten und Entstellungen, und alle

Beschreibungen von Häusern, Gärten, Anlagen,[1]) Gebüschen in Clarens sind, seinem eigenen Geständniß zufolge, rein erdichtet. Im Anfang des Buchs ist überhaupt wenig von der Lage dieses Ortes die Rede; erst später wird auf die Vorzüge derselben hingewiesen. Hier nun heißt es z. B.: „Dieser reizende Aufenthalt, dem ich auf meiner Reise um die Welt nichts Ähnliches gefunden habe, der Anblick eines glücklichen und freien Volkes, die Milde der Jahreszeit, die Heiterkeit des Himmels ꝛc.“ [2]) Es ist bereits vom Zubringen des Winters in Clarens die Rede,[3]) es wird hervorgehoben, daß man daselbst völlig auf dem Lande ist,[4]) insbesondere wird auch der in der Nähe desselben sich befindlichen Gehölze oder Gebüsche (bocages, bosquets) gedacht.[5]) Weiter aber erfährt man nichts, und selbst in dem öfter angeführten Briefe, in dem die Seefahrt nach Meillerie beschrieben wird und St. Preux seine Geliebte auf die Rhonemündungen, die Gebirgsabstufungen, den Unterschied der beiden Ufer des Waadtlandes und von Chablais, aufmerksam macht,[6]) kommen nur gewöhnliche Erklärungen vor, die übrigens die Heldin des Romans, als in dieser

---

1) Z. B. Quatrième partie, lettre 11.
2) Quatrième partie, lettre 6
3) Cinquième partie, lettres 5. 6.
4) Cinquième partie, lettre 7.
5) Première partie, lettre 13; troisième partie, lettre 18. Vergl. überdieß IV. 1. 6. 10.
6) Quatrième partie, lettre 17.

Gegend geboren und wohnhaft, viel besser wissen mußte als ihr geschäftiger Ausleger.

VIII.

Indessen die Thatsache bleibt fest: der in ganz Europa verbreitete und viel gelesene Roman Rousseau's hat die Gegend von Clarens berühmt gemacht. Wir erkennen dieß am besten bei denjenigen Dichtern, welche nach ihm diese Gegend besungen haben. Matthison schwärmt ganz in Rousseau'schen Erinnerungen. In den Anmerkungen zu seinem Gedichte: „An einen Maler," dessen Abfassung in die erste Periode 1778—1787 fällt, wird ausdrücklich gesagt, daß der damals noch sehr junge Matthison für Rousseau enthusiastisch geglüht habe.[1]) Matthisons Verehrung bei Rousseau zeigt sich auch in dem Gedichte: „Rousseaus Grotte bei Lyon." Was die Gegend am Genfersee betrifft, so hat Matthison dieselbe in mehrern Gedichten gepriesen. Wir führen namentlich an: „Der Genfersee," „Erinnerung am Genfersee," „Stimmen am Genfersee." Diese Gedichte fallen sämmtlich in die zweite Periode, 1787—1793. Aus dem erstgenannten haben wir schon oben Mehreres mitgetheilt; es mögen hier noch folgende Strophen Platz finden:

Und wär' ich auch, mit Hallers Wissenschaft
Von Grönlands Eis bis zu Tahitis Wogen,
Mit Geßners Blick, mit Ansons Heldenkraft,
Mit Claude Lorrains Kunst die Erd' umflogen:

---

[1]) Tübinger Ausgabe der Gedichte, 1811 S. 323.

Doch weiht' ich ewig, im Erinnrungstraum,
Nur dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen,
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungsraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

Man sieht, Matthison war für den Genfersee ganz begeistert, und wenn er ihn und seine Gegend sogar höher stellt als Tibur, Attika und andere klassische Gefilde, so verzeiht man ihm diese patriotische Übertreibung gerne.

Auch Clarens geht bei Matthison nicht leer aus. Wir haben schon oben die Zeilen angeführt, mit denen er desselben „im Genfersee" gedenkt; er widmet ihm aber auch in den „Stimmen am Genfersee" zwei besondere Distichen, in welchen sich der gleiche Gedanke ausgedrückt findet, den Rousseau selbst in der Vorrede zur neuen Heloise anführt und den wir vorhin mitgetheilt haben:

Wo war des Kusses Bosket? Elysiums Rosenhain? Wolmars
Feenschloß? Ach! und wo ruht Juliens heiliger Staub?
Jüngling! o forsche nicht weiter. Du siehst wie die Fackel der Wahrheit
Hier auch dem Sylphen des Wahns grausam die Flügel versengt.

IX.

Hat Rousseau den Genfersee und Clarens insbesondere den Gebildeten französischer Nation nahe gelegt, hat Matthison den Völkern deutscher Zunge dessen Herrlichkeit verkündet, so kam jetzt zu diesen beiden noch ein dritter hinzu, der in den Reimen englischer Sprache das Lob dieser Gegend besang. Es ist dieß der beühmte Lord Byron, und die Gedichte, in denen er dieß gethan hat, sind: **Childe Harold's Pilgrimage** und **The Prisoner of**

Chillon. Das erste in vier Gesänge zerfallende Gedicht wird a Romaunt, das zweite a Fable genannt; beide erfreuen sich noch heutzutage bei den Verehrern englischer Poesie ungetheilter Anerkennung.

Die Herausgabe der zwei ersten Gesänge des „Childe Harold“ fällt in das Jahr 1812, als Byron von seiner orientalischen Reise nach England zurückgekehrt war. Der dritte Gesang, in welchem der Genfersee verherrlicht wird, wurde vier Jahre später verfaßt. Im Frühling 1816 verließ nämlich Byron abermals England. Er kam über Brüssel und Coblenz den Rhein herauf nach Basel und begab sich dann über Solothurn und Murten nach der französischen Schweiz, wo er den Sommer am Genfersee zubrachte. Der dritte Gesang des „Childe Harold,“ sein erstes noch undramatisches aber kräftiges Trauerspiel „Manfred“ und sein „Gefangener von Chillon“ wurden auf der Campagne Diodati in Cologny in kleiner Entfernung von Genf gedichtet oder doch zur Vollendung gebracht. Byron war während dieser Zeit zwei Mal in Clarens und Umgegend. Im Juni 1816 machte er zu Wasser eine Reise rings um den Genfersee, wo die Erinnerungen an Rousseau, Voltaire und Gibbon ihn beschäftigten, aber mehr noch die Natur in ihrer Erhabenheit und Lieblichkeit ihn erquickte und jenen schönen Erzeugnissen seiner Phantasie reiche Nahrung zuführte. Im September 1816 besuchte er Clarens und Chillon zum zweiten Male, bestieg die Dent de Jaman und ging von da ins Berner Oberland, von wo er aber wieder nach der Villa Diodati zurückkehrte. Bald (im Oktober) verließ er

jedoch die Schweiz und ging nach Italien. Vom Anfang des Jahrs 1817 bis 1820 wohnte er in Venedig und dichtete hier den vierten und letzten Gesang des „Childe Harold,“ der im Jahr 1818 herauskam.

Die Umstände zu vernehmen, unter welchen ein Gedicht entstanden ist, die Eindrücke zu kennen, denen der Dichter während seiner poetischen Thätigkeit hingegeben war, ist immer interessant und dient oft zur Erklärung mancher sonst unverständlichen Gedanken und Ausdrücke. Glücklicher Weise haben wir Lebensnachrichten über Byron, theils von ihm selbst geschrieben, theils von Andern verfaßt, die uns auch den „Childe Harold“ und den „Gefangenen von Chillon“ aufhellen, und die auch Licht auf die Strophen werfen, in denen er den Genfersee besungen hat. Er selbst schreibt in einem Briefe vom 27. Juni 1816 an Mr. Murray: „Ich habe die ganze Gegend Rousseau's mit der Heloise vor mir durchwandert und bin erstaunt bis zu einem Grade, daß ich nicht genug mich äußern kann über die Kraft und Genauigkeit seiner Beschreibungen und die Schönheit ihrer Wirklichkeit. Meillerie, Clarens, Vevey und das Schloß von Chillon sind Orte, von denen ich wenig sagen werde, weil Alles was ich davon sagen könnte weit unter den Eindrücken zurückbleiben würde, die sie hinterlassen.“ [1])

---

[1]) Letters and journals of Lord Byron with notices of his life by *Thomas Moore*. Paris 1833. Vol. I. p. 482. Auch in den Works of Lord Byron. London 1836. Vol. III. p. 247.

Besondere Erwähnung verdient die Seefahrt, die Byron bei seiner ersten Umschiffung des Sees nach Meillerie machte. Er sagt darüber in dem erwähnten aus Ouchy vom 27. Juni 1816 datirten Briefe: „Vor drei Tagen hätten wir durch einen Sturm bei Meillerie beinahe Schiffbruch gelitten und wären ans Ufer getrieben worden. Ich lief keine Gefahr, da wir den Felsen so nahe waren und ich ein guter Schwimmer bin, aber mein Gesellschafter wurde durchnäßt und sehr belästigt. Der Wind war stark genug einige Bäume niederzuwerfen, wie wir beim Landen es sahen; indessen ist Alles wieder zurecht, und so beschleunigen wir die Rückkehr.“ Daß die Gefahr bedeutend war, sehen wir aus einem Bericht von Byron's Reisegefährten, Mr. Shelley, der also lautet: „Der Wind nahm stufenweise an Heftigkeit zu, bis daß er furchtbar blies; da er vom entferntesten Ende des Sees kam, bildete er Wellen von ungeheurer Höhe und bedeckte die ganze Oberfläche mit einem Chaos von Schaum. Einer unserer Schiffleute, ein schrecklich dummer Kerl, wollte durchaus das Segel aufgezogen haben zu einer Zeit als das Boot auf dem Punkte war durch die Gewalt des Sturms unter das Wasser getrieben zu werden. Als er seinen Irrthum gewahr wurde, ließ er es ganz gehen, aber das Boot weigerte sich einen Augenblick dem Steuerruder zu gehorchen; zudem war das Ruder so zerbrochen, daß dessen Handhabung sehr schwer wurde. Eine Welle nach der andern schlug in die Barke.“ Lord Byron, der den Augenblick voraussah sich nur durch Schwimmen retten zu können, hatte schon seinen Rock ausgezogen und machte Anstalten seinen Gefährten

zu retten, der ganz niedergeschlagen da saß. Bei der Ankunft in St. Gingolph waren die Bewohner, die sich nicht so zerbrechlicher Fahrzeuge bedienten, am Ufer versammelt, und wechselten mit den Schiffern Byron's Blicke des Erstaunens und des Glückwunschs; diese letztern waren aber auch froh den Fuß ans Land setzen zu können.

Der Biograph Byron's, Thomas Moore,[1]) erzählt weiter: „Zum Glück für Shelley's vollen Genuß dieser Scenen hatte er niemals zuvor die Heloise gelesen, und wiewohl sein Gefährte längst mit diesem Roman vertraut war, so gab doch die Ansicht der Gegend selbst, der „Heimath heißer Liebe," dem Ganzen eine neue und thätige Existenz in seinem Geiste. Beide waren unter dem Zauber des Genius dieses Ortes, beide voll Bewegung, und als sie stillschweigend durch die Reben gingen, wo einst das **Bosquet de Julie** war, rief Lord Byron plötzlich aus: Gott sei Dank, Polidori ist nicht hier.[2]) Daß die glühenden Strophen, die ihm von dieser Gegend eingegeben wurden, an Ort und Stelle selbst geschrieben wurden, scheint sich sicher aus dem Briefe zu ergeben, den er nach seiner Rückkehr nach Diodati an Mr. Mur=

---

[1]) Freund und Testamentsvollstrecker Byron's, Verfasser von „Lalla Rookh" und der „irischen Melodien," starb er am 26. Febr. 1852 in einem Alter von 72 Jahren.

[2]) Polidori, ein junger Arzt, der Byron auf seinen Reisen begleitete, gestand diesem bald darauf, daß er verliebt sei. Die unruhige Natur dieses Mannes machte Byron auch sonst viel zu schaffen.

ray schrieb, in welchem er ankündigt, daß der dritte Gesang des Childe Harold vollendet sei und aus hundertsiebenzehn Stanzen bestehe. In Ouchy bei Lausanne, dem Orte von welchem dieser Brief datirt ist, wurden er und sein Freund durch das Wetter zwei Tage in einem kleinen Gasthause zurückgehalten, und hier war es, in dieser kurzen Zeit, daß er seinen „Gefangenen von Chillon" schrieb, in dem er den schon unsterblich gemachten Gegenden des Sees eine neue Unsterblichkeit beifügte." [1])

Shelley, der selbst Dichter war und im Rufe eines phantastischen idealistischen Dichters steht, [2]) hat die Excursion, die er mit Byron um den Genfersee machte, ebenfalls beschrieben. Wir haben schon vorhin eine Stelle aus seinem Bericht mitgetheilt; es ist aber interessant zu vernehmen, wie er sich überhaupt — allerdings in mystischer Weise — über die Gegend äußert. Er sagt: „Im Monat Juni 1816 machte ich eine Reise rings um den Genfersee, und so weit meine eigenen Wahrnehmungen bei einer nicht wenig interessanten und aufmerksamen Beschauung aller von Rousseau in seiner Heloise am meisten gefeierten Naturscenen mich geführt haben, kann ich zuversichtlich sagen, daß Nichts darin übertrieben ist. Es dürfte schwer halten, Clarens mit der Umgegend, Vevey, Chillon, Boveret, St. Gingolph, Meillerie, Evian

---

[1]) **Letters and journals of Lord Byron. Vol. I. p. 499 sq.**

[2]) Über Shelley als Dichter vergl. die Grenzboten 1852, Nr. 5, Seite 161 ff. und über sein Leben **Poetical works. London s. a.** Vorrede, und die deutsche Übersetzung von Seybt. Leipzig 1844.

und den Einströmungen der Rhone zu sehen, ohne gewaltig von dessen Geeignetheit für die Personen und Ergebnisse, mit welchen es bevölkert worden ist, hingerissen zu werden. Doch dieß ist noch nicht alles. Das Gefühl, das durch alles, was Clarens und die gegenüberliegenden Felsen von Meillerie umgibt, erweckt wird, ist von noch höherer und umfassenderer Natur, als die bloße Sympathie mit dem Gefühl eines Einzelnen; es ist eine Ahnung von dem Dasein der Liebe in ausgedehntester und erhabenster Kraft, so wie von unserer eigenen Theilnahme an den Gaben und der Herrlichkeit derselben; es ist der große Grundsatz des Weltalls, der dort gedrängter, jedoch nicht minder offenbar sich kund gibt, und durch welchen, obschon wir uns als einen Theil desselben erkennen, wir unsere Individualität verlieren und uns mit der Schönheit des Ganzen verschmelzen. Hätte Rousseau auch nie geschrieben, nie gelebt, die nämlichen Gedankenverbindungen würden nichts desto weniger solchen Naturscenen eigen gewesen sein. Er hat durch Annahme derselben das Interesse seiner Werke erhöht; er hat durch seine Wahl gezeigt, wie tief er ihre Schönheit empfand; allein sie haben für ihn gethan, was kein menschliches Wesen für sie würde thun können. Ich hatte das Geschick (nenne man es ein gutes oder ein böses, wie man will), von Meillerie (wo wir eine Zeit lang anlegten) nach St. Gingolph während eines Sturmes über den See zu schiffen (?). Durch diesen Sturm ward die Schönheit der Gegend erhöht, obwohl unser kleines und überladenes Boot dann und wann in Gefahr gerieth umgestürzt zu werden. Eben dieser Theil des Sees war es, wo Rousseau

den Kahn des St. Preur und der Frau Wolmar nach Meillerie gerudert hatte, um Schutz vor einem Ungewitter zu finden. Als wir die Küste von St. Gingolph erreichten, fand ich, daß der Wind stark genug gewesen, etliche schöne alte Kastanienbäume an dem untern Theile zu brechen.“ [1])

In den beiden Malen, wo Byron zu Clarens verweilte, im Juni und im September 1816, wohnte er in demselben Hause, das freilich für den reichen englischen Lord nur eine Hütte — doch eine gastliche und wohnliche — war. [2]) Das Haus ist dasselbe, in dem sich heute die Pension Dufour befindet.

X.

Das erste und natürlichste Gefühl, das sich jedem unverdorbenen Gemüthe bei der Betrachtung dieser zugleich erhabenen und lieblichen Natur aufdrängt, ist das: Wie groß, wie unendlich, wie mannigfaltig, wie herrlich sind doch die Werke Gottes! Wie weislich ist Alles geordnet! Welche Macht, welcher Reichthum, welche Fülle der Alles schaffenden und lenkenden Hand des Höchsten! Bei Lord Byron waren solche Gedanken aber nicht die ersten

---

[1]) Letter, subjoined to the little work, the «Six Weeks' Tour,» by Mr. Shelley.

[2]) Er selbst schreibt in seinem Tagebuch unterm 18. Sept.: Lodged at my old cottage — hospitable and comfortable; tired with a longish ride on the colt, and the subsequent jolting of the char-à-banc, and my scramble in the hot sun.

und vorwiegenden Eindrücke, die er von diesen Gegenden erhielt. Allerdings ist ihm die Natur „Gottes Werk,“ [1]) allerdings winkt ihm die krystallne Flut des Lemans mit den Gebirgen und den Sternen voll Ruhe entgegen,[2]) allein er liebt es doch mehr, den Geist in sich selbst zurückziehen und sich jenen pantheistischen Nebelbildern zu überlassen, die auch sonst seine Seele erfüllen und umdüstern.[3]) Aber dann tritt aus diesen Phantasien mit einmal Rousseau's Bild mit Macht hervor, und er widmet diesem Kinde eines Zeitalters, welchem er selbst mit den gleichen Grundsätzen und Gedanken angehört, in beredten Worten Preis und Verherrlichung.[4]) Die Sterne, die Nacht, der Sturm, der Donner, der Blitz, das Toben des Sees, der thauige Morgen halten ihn mit allgemeinen Betrachtungen umfangen,[5]) die sich zuletzt in der Lobpreisung einzelner Orte, Clarens, Lausanne, Ferney (mit welchem das Bild Voltaires auftaucht), auflösen. Wir heben das Bild von Clarens heraus — es sind berühmte Strophen — in welchem sich recht zeigt, wie sehr der britische Dichter von Rousseau inspirirt war:[6])

---

1) Childe Harold dritter Gesang, Strophe 109.

2) Strophe 68.

3) Strophe 74 und 75. Vergl. hebräische Gesänge XV. Deutsche Übersetzung von Gustav Pfizer. Stuttgart 1851. S. 15 f.

4) Strophe 77 bis 82.

5) Strophe 85 bis 98.

6) Nach der Übersetzung des Childe Harold von Adolf Böttger. Leipzig 1846. Strophe 99 bis 104.

O süßes Clarens, Heimath heißer Liebe!
In deiner Luft scheint Liebeshauch zu beben,
In Liebe wurzeln selbst des Baumes Triebe,
Dem Schnee der Gletscher hat sie Glanz gegeben!
Die Abendsonne zeigt ihr Zauberweben,
Denn sie erscheint in Rosengluten liegend:
Wie Felsen selbst von ihr zu sprechen streben,
Wo sie nun weilt, der rauhen Welt entfliegend,
Die erst die Seele reizt, sie stürmisch dann bekriegend.

Clarens! dein Pfad ist von dem Tritt berührt
Der ew'gen Liebe, deren Thron hier steht,
Zu dem der Berge Zug als Stufe führt;
Hier ist der Gott, aus welchem Leben geht,
Den ihr nicht nur auf steilen Gipfeln seht,
Nicht blos in stillen Höhlen, dichten Zweigen, —
Auf Blüthen weilt sein Blick, sein Odem weht,
Ein Sommerhauch, dem solche Macht zu eigen,
Daß er des Sturms Gewalt selbst zwingen kann zu schweigen.

Sein nennt er Alles hier: vom Föhrenhag,
Der als ein Schatten sich am Berge weitet,
Vom lauten Waldstrom, dem er lauschen mag,
Bis zu dem Wein, der sich zur Küste leitet,
Wo ihm das Wasser schnell entgegengleitet,
Den Fuß ihm küssend; sein den Wald, so dicht,
Wo sich Gebüsch mit grauen Stämmen breitet,
Und wo das Laub, das jung und fröhlich licht,
Belebten Aufenthalt ihm und der Schaar verspricht.

Belebt von Vögelschwärmen und von Bienen,
Von zartgebauten, farbenreichen Dingen,
Die ihm mit wundersüßen Klängen dienen,
Und schuldlos breiten ihre heitern Schwingen,
Furchtlos und lebensvoll; die Bäche springen,
Von duft'gen Quellen wird die Luft erfrischt,
Die Zweige wölben sich, und Knospen bringen
Der Schönheit Bild, entfaltet und gemischt
Durch Liebesmacht, vor der jedweder Glanz erlischt.

Wer nie geliebt, hier wird's ihm offenbart,
Die Liebe klärt ihn! Doppelt fühlt ihr Regen,
Wer ihr Geheimniß kennt, so süß und zart!
Hier floh die Liebe her, des Schmerzes wegen
Und jener Falschheit, so die Menschen hegen.
Es ist ihr Wesen, träge nicht zu weilen:
Entweder todt sein oder voller Segen,
Sie schwindet oder wächst im steten Eilen,
Wetteifernd strahlt ihr Licht selbst mit den Sonnenpfeilen.

Nicht Dichtung ist von Rousseau es zu nennen,
Daß dieser Ort für Lieb' ihm günstig schien;
Er mußte diese Scene zuerkennen
Den Wesen, denen Leben er verliehn.
Der Grund, wo Psyches Reize noch verziehn,
Der Grund ist ganz geheiligt durch die Liebe,
So einsam, wunderschön, voll Harmonien,
Ein Wiederschein, Gefühl vom zarten Triebe,
Die Rhon' ihr Ruhebett, Altar das Felsgeschiebe.

Wenn in diesen Strophen die Gedanken sich abspiegeln, mit denen Byron die Gegend am östlichen Ende des Genfersees betrachtete, so ist dagegen bekannt, daß die Eindrücke, die er von der großartigen Natur der Schweizeralpen erhielt, in dem phantastischen Dramà „Manfred" niedergelegt sind.

Bevor wir in der Beschreibung der Gegend weiter schreiten, drängt sich uns hier unwillkürlich eine Vergleichung zwischen Rousseau und Byron auf. Und sagen wir es gleich heraus, daß wir Byron für die edlere Natur, für den begabteren Dichter halten. An Phantasie und an Gemüth ist der Engländer dem Franzosen weit überlegen. Aber auch sein Charakter steht unendlich höher. Byron besaß ein edles Herz; er war voll Mitgefühl für die leidende Menschheit und ganz Aufopferung für das Unglück: Rousgegen trat mit gewissen Charakterflecken, die sich schon in seiner frühsten Jugend offenbarten und beinahe angeboren schienen, ins Leben, und wurde von seiner Sinnlichkeit, seiner Eigenliebe beständig in krummen Bahnen oder in einer excentrischen Richtung gehalten. Beide stehen nicht auf dem positiven Boden des Christenthums; aber während Rousseau von einem Extrem ins andere fällt und am Ende immer als ein sogenannter Denker und Zweifler dasteht, neigt sich dagegen Byron zum Pantheismus, einer Anschauung, welcher gewöhnlich edlere Geister verfallen, wenn sie sich nicht auf den Standpunkt des christlichen Glaubens zu schwingen vermögen. Rousseau schreibt über den gesellschaftlichen Verband und spottet selbst der ersten Bedingung desselben, indem er in wilder Ehe lebt; er schreibt über Erziehung der Kinder und

schickt seine eigenen Kinder gleich nach der Geburt ins Findelhaus; er verkündet den Menschen die Lehren der Freiheit und Gleichheit und ist ein Sklave seiner Leidenschaften und Begierden. Auch Byron fällt in Verirrungen, aber seine Seele bleibt dem Höheren niemals verschlossen; er trocknet mit seinem Reichthum Thränen der Armuth und des Unglücks und opfert sein Leben einem Volke, dessen Erhebung von der Politik seiner Nation verdammt wird.

XI.

Wir können uns von Clarens nicht abwenden, ohne noch einiger in dessen Nähe gelegener Punkte zu gedenken. Der eine ist der etwas westlich gelegene Hügel, der zu einem angenehmen Spaziergange umgewandelt ist und „les Crêtes" genannt wird. Dieser Hügel und die Terrasse der Kirche von Montreux gewähren unstreitig die schönste Rundsicht zwischen Vivis und Villeneuve, wenn man nicht höher steigen will, wie auf die Pleyaden oder nach Glion. Den Baumgruppen, welche diesen Hügel bekleiden, ist seit kurzer Zeit der Name „Bosquet de Julie" gegeben worden. Das Gebüsch, welches um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an diesem Bergabhang bestand und in das Rousseau gewisse Scenen seines Romans verlegte [1]), ist aber nicht mehr vorhanden. Es wurde ausgereutet und an dessen Stelle wurden Reben gepflanzt, so daß jene Bezeichnungen von Bosquet de Julie bloß eine historische Erinnerung enthalten können. Man

[1]) Première partie, lettre XIV. Quatrième partie, lettre XII

hat die Ausreutung dieses Gehölzes sehr bedauert; man mag das immerhin thun, denn im hohen Sommer ist in diesen Gegenden ein schattiges Plätzchen ohne Zweifel sehr erwünscht, zumal wenn es so romantische Erinnerungen birgt; allein unbegreiflich ist es, wie verständige Leute die Anlegung der Simplonstraße auf dem jenseitigen Ufer des Sees bedauern können, weil dadurch einigen romanhaften Illusionen der Boden der Wirklichkeit entzogen wurde[1].

---

[1]) Lord Byron's Childe Harold, Ausgabe von Zedlitz, Seite 313: „Auf der Höhe gegenüber ist ein Gebäude, das das Schloß von Clarens heißt (soll heißen Chatelard). Die Hügel sind mit Weinpflanzungen bekleidet und mit einigen schönen kleinen Gehölzen untermischt. Eines derselben hieß „Julia's Wäldchen," und es ist bemerkenswerth, daß, obwohl dasselbe längst durch den rohen Eigennutz der Mönche vom St. Bernhard, denen das Land gehört, gefällt ward, um den Boden in eine Rebenpflanzung für die elenden Drohnen eines erbärmlichen Aberglaubens zu verwandeln, die Einwohner von Clarens doch noch immer die Stelle bezeichnen, wo jenes Gehölz stand, und dasselbe bei dem Namen nennen, durch den es geheiligt ward und der es überlebte. — Rousseau ist in der Erhaltung der örtlichen Wohnplätze, die er erdichteten Wesen zueignete, keineswegs glücklich gewesen. Der Prior des Klosters auf dem großen St. Bernhard hat, um etlicher Fässer Weines willen, mehrere Gehölze Rousseau's niederhauen, und Bonaparte hat einen Theil der Felsen von Meillerie ebnen lassen, als er die Straße über den Simplon verbesserte. Diese Straße ist trefflich; allein ich kann nicht ganz in die Bemerkung, die ich machen hörte: La route vaut mieux que les souvenirs, einstimmen." Vergl. Shelley's Six Weeks' Tour.

Wenn man den Hügel der Crêtes verläßt, den schäumenden Waldbach, der sich hier hinabstürzt, überschreitet, so gelangt man, Baugy links zurücklassend, in das kleine Dörfchen Tavel und dann auf die Straße, welche zum Schloß *Châtelard* führt. Dieses Schloß, auf einem Hügel gelegen, der gegen Westen und Süden schroff sich absenkt, beherrscht stolz die ganze Gegend, und man sieht es ihm noch heutzutage an, daß es ehedem militärische Bedeutung hatte. Den Namen hat es von seiner erhabenen Lage, denn Châtelard ist ohne Zweifel aus castellum arduum entstanden. Eine Gedenktafel, die an dem zur Westseite hinaufführenden Wege angebracht ist, zeigt an, daß die Wittwe des bernischen Rathsherrn, Kommandanten und Landvogts von Aarburg, Barons von Chastelard, Jonas Emanuel Bondeli, (geborne Couvreu von Deckersberg), durch den Architekten Mirany in den Jahren 1768 und 1769 diese Straße in einer Gegend errichten ließ, wo früher weder Weg noch Steg zu finden war (ou n'en étoit aucun ny trace ny passage). Die Erbauung des Schlosses fällt wahrscheinlich in das achte oder neunte Jahrhundert; das älteste geschriebene Datum, das desselben Erwähnung thut, ist aus dem Jahr 1030. Die Aussicht vom Schloßhofe ist reizend und namentlich gegen Westen noch ausgedehnter als von les Crêtes aus. Kein Wanderer wird diesen Punkt unbefriedigt verlassen.

Ein Fußpfad, der sich von der Straße, die nach Châtelard aufsteigt, östlich nach Verner hinüberzieht, führt am Begräbnißplatz von Clarens vorbei. „Am Ruheplatz der Todten, da pflegt

es still zu sein.“ Wie mancher Jüngling, wie manche Jungfrau in der Blüthe der Jahre, hat hier Ruhe gefunden, noch bevor des Lebens Stürme über sie einbrachen, und bei theuren Angehörigen unnennbaren Schmerz zurückgelassen! Aber wie überall, wo der unerbittliche Tod seine Opfer sammelt, so ist auch hier das gereifte Alter vertreten, und mit Wehmuth nennen wir zwei, oder doch wenigstens einen Namen, den uns der Grabstein hier ins Gedächtniß ruft. Der eine ist Philipp Bridel, geboren den 20. November 1757, im Jahre 1786 Pfarrer zu Basel, zu Chateau d'Oex 1796, 1805 zu Montreux, gestorben den 20. Mai 1845, — ein Mann, der außer seiner pastoralen Wirksamkeit auch in der Litteratur durch die Herausgabe des **Conservateur suisse** sich einen verdienten Namen erworben hat [1]). Das andere Grabdenkmal, aus schwarzem inländischem Marmor, an der Spitze mit einem Engelskopf aus Alabaster verziert, deckt die irdische Hülle eines in der französischen wie in der deutschen Schweiz durch seinen tiefen sittlichen Ernst, sein hohes religiöses Gefühl, seine ausgebreiteten Kenntnisse in der französischen Litteratur und seinen feinen Geschmack in Styl und Darstellung berühmten und allgemein geachteten Mannes. Man liest auf der Marmorwand die Worte:

---

[1]) Vergl. über ihn Vulliemin in der **Bibl. univ. de Genève. Sept. et Oct. 1852. p. 39 sqq.**

ALEXANDRE VINET

NÉ LE 17 JUIN 1797
MORT LE 4 MAI 1847.

VOTRE VIE EST CACHÉE AVEC CHRIST EN DIEU.
Coloss. III. 5

CEUX QUI AURONT ÉTÉ INTELLIGENTS LUIRONT COMME LA SPLENDEUR DE L'ÉTENDUE ET CEUX QUI EN AURONT AMENÉ PLUSIEURS A LA JUSTICE BRILLERONT COMME DES ÉTOILES A TOUJOURS ET A PERPÉTUITÉ.
Dan. XII. 3.

Friede seinem Staube!

Der vorhin erwähnte Fußpfad führt parallel mit der Landstraße durch ein lichtes Nußbaumgehölz über ein wasserfallartig herabstürzendes Bächlein nach Verner und Montreux. Die Häuser von Verner liegen am Fuße einer sanften Einbiegung des Berges, die mit einem schönen Gehölz bekleidet ist, in dem sich in der Höhe das Dörfchen Charner biegt. Montreux seinerseits ist, wie schon oben erwähnt, der Hauptort aller dieser Dörfer und Weiler, die sich von den Gipfeln des Naye, des Jaman und der Pleyaden bis zum See herabdehnen, für sich selbst betrachtet ein schmutziger Ort mit engen und finstern Gäßchen und steil zur Landstraße hinabführenden Wegen. Sonderbarer Weise besteht der sehr alte Ort aus zwei Dörfern, von denen sich das eine, diesseits des Baches, Sales, das andere jenseits desselben, Planches nennt. Montreux stand im vorigen Jahrhun-

dert in dem Ruf einer sehr reichen Gemeinde [1]); heutzutage sollen sich die Verhältnisse geändert haben. In Sitten und Sprache findet man dagegen bei den Bewohnern dieses Ortes viel Alterthümliches erhalten; ja der Menschenschlag selbst, welcher der schönste des Waadtlandes genannt wird, soll von besonderm Ursprung sein, indem hier die nordische Körperbildung vorwalte, die auch im waadtländischen Oberlande und in Greyerz zu finden ist, während man sonst im Ryfthale bis nach Aigle die kelto-romanische Körperbildung finden will. Der Glanzpunkt von Montreux ist die Kirche mit ihrer aus Tuffelsen gebildeten Terrasse. Man gelangt dahin, indem man über eine schöne im Jahr 1845 erbaute steinerne Brücke ansteigt, unter welcher sich in einer Tiefe von 86 Fußen ein tosender Waldbach bergab stürzt. Die Rundsicht von dieser Terrasse aus gewährt einen eigenthümlichen Einblick in die Gegend am östlichen Ende des Sees und auf das gegenüberliegende Gebirge, aus dessen Felsen sich eine „Dame des Sees“ (wie denn eine lebhafte Phantasie in kühnen Felsgestaltungen öfter Aehnlichkeit mit thierischen oder menschlichen Wesen entdeckt) ausschneidet. Mit Behagen weilt der Blick auch auf

---

[1]) In der Lausanner Ausgabe von Rousseau's Nouvelle Héloise (1762) liest man Tom. III. p. 20 folgende Anmerkung: Il y a près de Clarens un village appelé Montru (sic), dont la commune seule est assez riche pour entretenir tous les communiers, n'eussent-ils pas un pouce de terre en propre. Aussi la bourgeoisie de ce village est-elle presque aussi difficile à acquérir que celle de Berne.

dem nahen hart an die hohen Kalkfelsen sich anlehnenden Veytaur. Historische Erinnerungen birgt Montreux keine; es wird hierin von seiner Schwester, Clarens, weit überragt.

XII.

Wenden wir unsere Schritte von Verner weiter dem Ende des Sees zu, so gelangen wir der Straße entlang, gegen welche die Felswände sich immer jäher abdachen, nach Chillon. Ferne sei es von uns, hier eine Geschichte dieses Schloßes zu geben, des viel genannten, durch Bild und Wort verherrlichten, dem unlängst sogar die Ehre einer besondern Monographie zu Theil geworden ist.[1]) Der Verfasser dieser durch Gehalt und Form ausgezeichneten Monographie (so bemerkt ein deutscher Kritiker [2])) „gibt für die Verbindung vorragender Staatsgefangenen mit dem jeweiligen Geist und Grundton ihres Zeitalters ein treffendes Beispiel; er zeigt wie mehre Berühmtheiten des waadtländischen Staatsgefängnisses Chillon im innigen Zusammenhange mit den bessern vorwärtsschreitenden Bestrebungen des jeweiligen Jahrhunderts kämpften, fielen und litten; er drängt die innere den Kern umfassende Zeitgeschichte, wie sie sich in großartigen Persönlichkeiten abspiegelt, gleichsam in den engen Kerkermauern des alten romantisch gelegenen Schlosses zusammen und gibt dabei in den An-

---

[1]) Chillon. Etude historique par *L. Vulliemin*. Lausanne 1851.

[2]) Prof. Kortüm in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1851. Nr. 56 S. 885 ff.

merkungen theils die Belege, theils die weitern Ausführungen seiner frischen Natur und Menschheit umfassenden Lebensbilder." Denn mit Recht sagt der gleiche Kritiker: „Auch die Kerker, besonders die sogeheißenen Staatsgefängnisse, haben ihre Geschichte, und zwar oft eine lehrreiche, tief erschütternde. Könnte man die Seufzer, lauten Klagen und Verwünschungen, die stillen Gedanken und Betrachtungen schuldiger wie unschuldiger Opfer der Rechtspflege oder der Gewalt vernehmen, sie würden ein schauerliches Zeugniß bald wider die Ruchlosigkeit, bald für den Adel des Menschengeschlechts aufstellen und den Posaunen des jüngsten Gerichts ähnlich vor dem Weltrichter ihr letztes Urtheil niederlegen, dort die Justiz, wenn sie mit verbundenen Augen und unparteiisch strafte, durch den Ehrenkranz lohnen, hier, wenn sie aus Leidenschaft, Furcht oder Hochmuth handelte, der gerechten Wiedervergeltung durch das ewig brennende Höllenfeuer der Reue überliefern."

Das Schloß Chillon ist uralt, denn schon im Jahr 830 finden wir hier einen Staatsgefangenen, den Grafen Wala, „weiland Minister-General Karls des Großen, verfolgt und gedemüthigt durch das neue priesterlich-hochadelige Regiment und Cabinet Ludwigs des Frommen; sein unabhängiger trotziger Charakter, welcher den Schlichen und Kniffen der den Kaiser beherrschenden Bischöfe und Mönche widerstrebt, sollte durch die Staatshaft in einer damals öden rauhen Gegend gebeugt, zerknirscht werden." Eine bedeutende Vergrößerung und Umbauung verdankt Chillon dem thatkräftigen Grafen Peter von Savoien. „Unter ihm, welcher den

größten Theil des Waadtlandes in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts besetzt und als der glücklichste Nebenbuhler Habsburgs auftritt, wird Chillon ein prachtvolles mit Gemälden und Bildwerken geschmücktes Residenzschloß, ohne jedoch ganz der Bestimmung des Staatsgefängnisses zu entsagen." Noch heute sieht man Spuren jener ehemaligen Herrlichkeit. In neuerer Zeit erhielt aber Chillon wohl die meiste Berühmtheit durch die sechsjährige Einkerkerung Bonivard's, des ritterlichen Priors von St. Victor zu Genf, der „die Kraft Luthers mit dem praktischen Vermögen Zwingli's und der dialektischen Gabe Chauvin's vereinigend als Kämpfer für die kirchlich-sittliche Reformationsidee aufgetreten war." Die Eroberung des Waadtlandes durch die Berner, 1536, brachte auch ihm Erlösung aus der düstern Kerkernacht. Graf Wala, Peter von Savoien und Bonivard, das sind die drei ersten Abschnitte, die Vulliemin in seinem Buche ausführt; als vierter kommt eine Beschreibung der letzten Zeiten hinzu, in denen das Leben und Wesen der bernischen Oberherrlichkeit nach ihren Licht- und Schattenseiten, der Einfluß der helvetischen Revolution und die Besuche oder der (bald freiwillige bald unfreiwillige) Aufenthalt berühmter Personen der Neuzeit geschildert werden.

XIII.

Leben und Schriften Bonivards sind in neuerer Zeit zum Gegenstande sorgfältiger historischer Untersuchung gemacht worden. [1]) Gewiß hat dieß Niemand mehr verdient als dieser merk-

---

[1]) Notice sur F. Bonivard et sur ses écrits, 1473—1570, par *J. J. Chaponnière*, in den Mémoires et documents de la so

würdige Mann und Märtyrer für Licht und Wahrheit. Die historische Untersuchung hat aber auch hier wie anderwärts manche poetische Illusion zerstört, und so neuerdings bewiesen, daß der „Gefangene von Chillon“ von Lord Byron so wenig eine historische Gestalt ist als z. B. die Schiller'sche Maria Stuart. Byron hat in diesem übrigens keineswegs zu seinen schlechtesten Erzeugnissen gehörenden Gedichte seiner Phantasie auf unbeschränkte Art den Zügel schießen lassen. Der Grundgedanke des Gedichts liegt in den einleitenden Worten des Sonnetts:

Chillon! dein Kerker ist geweiht zu halten,
Dein Boden ein Altar! Denn Bonivard
Trat bis er seines Fußes Spur behalten,
Gleich weichem Rasen, diesen Grund, der hart!
Die Spuren tilgt nicht bis zu fernen Tagen,
Weil sie die Tyrannei vor Gott verklagen!

Aber es ist ihm nicht genug, daß Einer für seinen Glauben in dem unterirdischen Kerker schmachtet, er läßt drei Brüder an die gothischen Pfeiler des Steingewölbes angekettet sein und malt deren Schicksal ins Grausenhafte aus, so daß zuletzt zwei der Brüder dahinsterben und nur einer das traurige Dasein Monden und Jahre lang elendiglich fortschleppt. Historische Wahrheit hat diese Ausmalung keine; nur Bonivard kam als Gefangener nach Chillon, keine seiner Brüder. Er wurde die zwei ersten Jahre in freierer Haft im Schlosse gehalten und erst die vier letzten

---

ciété d'histoire et d'archéologie de Genève. Tom. IV. p. 137—305.

Jahre kam er in das unterirdische Gewölbe. Auch was über die Lokalität gesagt wird, ist übertrieben. Es heißt z. B.[1])

An Chillon grenzt der Genfersee;
Wohl tausend Fuß darunter tief
Sein Wasserschwall zusammenlief:
So lang muß sein der Faden, der
Von Chillons Höhen sinket schwer;
Weiß glänzt das Schloß in stolzer Höh',
Den Kerker haben Mau'r und Wogen
Wie ein lebendig Grab umzogen.
Es lag noch unterm See das Loch
Das schwarze, drein man uns gebracht;
Wir hörten Brandung Tag und Nacht;
Uns über'm Haupt war sein Gepoch;
Im Winter fühlt' ich wie die Fluth
Hereindrang, wenn die Stürme hoch
Peitschten den See voll Übermuth.
Und dann begann der Fels zu schüttern,
Ich sah ihn, selbst nicht zitternd, zittern,
Weil ich dem Tod gelächelt hätte,
Der brechen mußte meine Kette.

Nun soll allerdings der See gleich hinter dem Schlosse eine Tiefe von achthundert Fußen haben; allein **unter** dem Wasserspiegel befinden sich die Felsgewölbe keineswegs. Wenn es ferner heißt:

---

[1]) Deutsche Übersetzung von **Gustav Pfizer**. Stuttgart 1851.

Sieben Säulen sind dort, riesig und fahl,
Erhellt vom mitgefangnen Strahl,
Der unbemerkt herein sich stahl,
Der durch den dicken Mauer=Riß
Mitdulder ward der Finsterniß,
Und über den qualmigen Estrich streicht
Wie über den Sumpf ein Irrlicht fleucht;

so sieht man schon aus einer spätern Stelle:

Ich sah, wie sich der Sonne Schimmer
Hereinstahl, schüchtern so wie immer,

daß man sich diese unterirdischen Gewölbe keineswegs als von einem undurchdringlichen Dunkel umfangen zu denken hat, sondern daß sie, wenn auch allerdings matt, durch die angebrachten Öffnungen einiges Licht erhalten. Dieses Licht bewirkt indessen immer so viel, daß man den ausgezeichneten gothischen Stil und die überraschende Perspektive vortrefflich erkennen kann. Die Gewölbe sind ganz aus den Felsen ausgehauen und ohne Zweifel der merkwürdigste Theil des Schlosses. Die vielen Namen berühmter und unberühmter Leute, welche an den Pfeilern eingegraben sind, eines J. J. Rousseau, Byron, Eugen Sue, Victor Hugo, Alexander Dumas 2c. 2c. beweisen auch, daß das Gefängniß Bonivards sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen hatte. Byron ist es unstreitig, der auch diesem Schlosse zu seinem jetzigen Ruhm verholfen hat. In Rousseau's Roman kommt es zwar auch vor,[1]) aber es spielt hier nur eine untergeordnete Rolle.

---

[1]) *La nouvelle Héloise*, sixième partie, lettre VIII.

XIV.

Der nächste Ort nach Chillon heißt Villeneuve, zu deutsch Neustadt. Der früher an dieser Stelle gestandene und in Antonins Reisebeschreibung verzeichnete römische Flecken Pennilucus, dessen schon oben gedacht wurde, wurde im Jahr 563 n. Chr. in Folge des Bergsturzes von Tauredunum zerstört. Hievon werden wir noch Mehreres zu berichten haben. Villeneuve selbst aber bietet gegenwärtig nichts Bemerkenswerthes. Wir wenden uns daher jetzt zu dem jenseitigen Seeufer, um noch über dieses, so weit die uns vorgezeichneten Schranken es gestatten, einige Bemerkungen zu machen.

Bevor wir hinüberschreiten, gedenken wir, daß auf der Ebene, die wir links zurücklassen, im Jahr der Erbauung Roms 646 oder 107 vor Christi Geburt der helvetische Häuptling Divico einen großen Sieg über den römischen Consul Lucius Cassius und dessen Legaten Piso erfocht, wobei der Consul fiel und die Übrigen jene schimpfliche Strafe erlitten, die darin bestand, unter dem Joche hindurchgetrieben zu werden. Wir gehen bei Chessel über den Rhone, kommen zu jenem wunderbaren Felsenthor, Porte du Scex (porta saxi), durch welches der Eingang in das Wallis vollständig geschlossen werden kann, und gelangen dann in jene Gegend, wo zur Römerzeit das vorhin erwähnte Tauredunum stand, dessen Sturz in naturgeschichtlicher und historischer Beziehung gleich merkwürdig ist.

Bergstürze mit verheerender Wirkung sind in der Schweiz nichts Ungewöhnliches. Wer denkt nicht an den Untergang von

Plurs, an die Verschüttung von Goldau, an Felsberg? So wurde auch 1584 ein Theil des waadtländischen Dorfes Yvorne, bekannt durch Erzeugung vorzüglichen Weins, verschüttet, und 1835 fand an der Dent de Midi ein Bergsturz statt, wodurch der Rhone gestaut und ein Stück Land gegenüber von Lavey überschwemmt wurde. Tritt nämlich der Bergsturz in Verbindung mit einem Flusse oder mit einem See, so werden ungeheure Wirkungen hervorgebracht. Ein naturkundiger Beobachter schildert dieselben folgendermaßen: „Fällt die ganze Schuttmasse auf einmal in einen See, so wird dieser in gewaltige Aufregung versetzt. Ein haushoher Flutberg erhebt sich, wandelt mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers hin und zerstört an den Ufern zerplatzend ganze Dorfschaften und Städte. Sowohl beim Goldauer Bergsturz, als bei dem, welcher zur Zeit der Römer am Genfersee statt fand, kam dieß vor. Die so verschütteten Gegenden werden auf unübersehbare Zeit der Cultur entzogen. Aber nach und nach werden doch wieder Gesäme herbeigeführt; es grünt und sproßt in den engen Räumen zwischen den Blöcken, und die Ziegen des Pan mögen nun da allmälig dürftige Nahrung finden, wo sonst Ceres ihre Mysterien feierte. Hie und da faßt ein Bäumchen Wurzel und mitten in dem Graus wagt es wohl eine Kirsche oder Pflaume mit hellen Blüthenaugen in die Wildniß hinauszuschauen. So mag es geschehen, daß mit der Zeit die Zwischenräume sich wieder füllen, daß sich eine ebene Erddecke über die Köpfe der Felsen hin wieder herstellt, und so neue Ansiedler

sich über den Gräbern der alten anbauen, wie bei Herculanum und Pompeii.“ [1])

Eine solche Wirkung ist denn auch im Jahr 563 in entsetzlicher Weise durch den Bergsturz von Tauredunum hervorgebracht worden. Es gab keine Ortschaft am See, von einem Ende desselben bis zum andern, welche dieselbe nicht empfunden hätte. So wurde die auf jetzigem Wallisergebiet gelegene Ortschaft Epaona oder Epauna, wo noch im Jahr 511 eine Kirchenversammlung burgundischer und fränkischer Bischöfe abgehalten worden war, ganz verschüttet, und am andern Ende des Sees waren die Wirkungen noch in der Stadt Genf fühlbar. [2]) In Vivis, das ebenfalls litt, hat man bei verschiedenen Grabungen, in einer Tiefe von ungefähr dreißig Fußen, Reste der alten Vegetation gefunden. Das Ereigniß ist so merkwürdig, das es sich wohl der Mühe verlohnt, die Beschreibung desselben in den uns noch erhaltenen Quellen nachzulesen.

Über den Untergang von Tauredunum haben wir zwei Berichte. Der eine ist von Marius, Bischof von Aventicum, der aus adeligem Geschlechte stammte und als das Muster eines Priesters gerühmt wurde. Marius schrieb eine Chronik, die mit dem Jahre 581 schließt, und in dieser erzählt er Folgendes:

„In diesem Jahre (563) stürzte auch der hohe Berg von Tauredunum im Walliserland so plötzlich ein, daß er die nahgele-

---

[1]) Vergl. den Aufsatz „Aus den Alpen“ im Morgenblatt 1849. Nr. 32.

[2]) Vergl. Haller Helvetien unter den Römern Bd. II. S. 22 u. 535.

gene Burg und die Dörfer mit ihren Bewohnern verschüttete, und den See von sechszig Meilen Länge und zwanzig Meilen Breite setzte er so in Bewegung, daß er auf beiden Ufern austrat und die ältesten Ortschaften verheerte, Menschen und Vieh fortriß, auch viele heilige Orte mit ihren Bewohnern zu Grunde richtete, die Brücke von Genf, die Mühlen und auch viele Menschen gewaltsam fortführte, und sogar in die Stadt Genf, wo viele Menschen in den Wellen ihr Grab fanden, eindrang."

Der andere Bericht ist von einem Zeitgenossen des Marius, dem Bischof Gregor von Tours. Er steht in seiner „fränkischen Geschichte" Buch IV, Kapitel 31, und lautet folgendermaßen:

„Es trug sich aber in Gallien ein großes wunderbares Ereigniß mit der Burg Tauredunum zu. Sie lag über der Rhone auf einem Berge, und als man in diesem mehr denn sechzig Tage lang ein ungewöhnliches Getöse vernommen hatte, trennte und theilte er sich endlich von einem andren ihm nahgelegenen, und stürzte mit den Menschen, Kirchen, Schätzen und Häusern in den Fluß; und da hierdurch das Bett des Flusses gesperrt war, lief das Wasser stromaufwärts. Die Stelle aber war auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, und durch die Schlucht zwischen denselben stürzte sich der Fluß. Indem er nun austrat, überschwemmte und verheerte er die oberen Gegenden am Ufer. Hierauf staute sich das Wasser hoch auf und floß dann wieder abwärts. Es überraschte auch hier die Bewohner, ehe sie es vermutheten, wie oberwärts, begrub sie in den Fluthen, stürzte die Häuser um, ertränkte das Vieh und riß durch seinen gewaltigen und plötzlichen

Andrang Alles, was am Ufer war, bis nach der Stadt Genf hin fort und warf es zu Boden. Man erzählt, daß dort die Wassermasse so groß gewesen sei, daß sie in die Stadt über die Mauern strömte. Und dieß ist nicht zu bezweifeln, da, wie wir erzählt haben, die Rhone an jenen Stellen in einer Bergschlucht fließt und zur Seite, wenn sie gesperrt wird, keinen Ausweg hat, und weil sie, als jener Berg sich gelöst hatte und einstürzte, ihn mit einem Mal durchbrach und so Alles verheerte. Als dies geschehen war, kamen dreißig Mönche zu der Stelle,[1]) wo die Burg herabgestürzt war, und da sie den Boden durchgruben, der noch von dem eingesunkenen Berge zurückgeblieben war, stießen sie auf Erz und Eisen. Als sie noch bei der Arbeit beschäftigt waren, hörten sie abermals das Brausen im Berge, wie es früher gewesen war. Aus unsinniger Habsucht blieben sie aber; da stürzte auch jener Theil, der noch nicht herabgesunken war, über sie zusammen, verschüttete und tödtete sie, und es ist nichts weiter von ihnen gefunden worden."[2])

Von diesen beiden Berichten verdient derjenige des Marius unstreitig den Vorzug. Marius lebte in diesen Landen und war mit den Lokalitäten genau vertraut. Gregor von Tours dagegen hat ganz unrichtige Vorstellungen von dem Lauf der Rhone und der Art, wie durch die Verschüttung die Überschwemmung bewirkt

---

[1]) Sie kamen wahrscheinlich aus dem Kloster St. Moritz (Agaunum).

[2]) Vergl. die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung, VI. Jahrhundert 4. Band (Berlin 1851) S. 186 ff.

wurde. Es ist ihm mehr darum zu thun die Sache auszumalen, wie er denn auch gleich darauf, ganz nach Art alter römischer Schriftsteller, von Wunderzeichen, wie Pest, Verfinsterung der Sonne ꝛc., berichtet. Marius erzählt auch nicht, wie Gregor, von dem Einsturz einer Burg (arx) mit Kirchen und Häusern, sondern viel natürlicher von dem Einsturz eines Berges, welcher eine nahegelegene Burg (wahrscheinlich Epaona) verschüttet habe. Jenen Berg nennt er Tauredunum, was verwandt ist mit Taurus und eben nichts anders als „Berg" bedeutet. Möglich indessen, daß der Berg Taurus, die Ortschaft Tauredunum hieß, oder daß mit letzterm Namen Berg und Ort zugleich bezeichnet wurden.

Über die Stelle, wo die Verschüttung statt fand, ist man auch nicht ganz einig. Haller sagt nicht richtig: „Der Berg Taur, welcher obenher dem alten sonst völlig unbekannten Tauredunum nicht weit von dem heutigen Meillerie in Savoyen, dem Dorfe Clarens fast gerade gegenüber, gesucht wird ꝛc." Wir pflichten derjenigen Ansicht bei, welche die Lage der verschütteten Ortschaft zwischen die Dörfer Boveret und Port-Valais setzt. Noch liegen da eine Masse heruntergestürzter, theilweise in Kies begrabener Felsstücke, welche nur durch einen Bergsturz dahin geschleudert worden sein können. Der heruntergestürzte Berg wäre demnach ein Theil des heutigen Chaumigny gewesen. Der Chorherr Boccard von St. Moritz hat neulich in seiner Geschichte des Wallis den Bergsturz an eine ganz andere Stelle versetzt, nämlich eine halbe Stunde oberhalb St. Moritz.[1]) Er ließ sich

---

[1]) *Histoire du Vallais.* Genève 1844 p. 380 sqq.

dazu bestimmen durch die Erzählung Gregors von Tours, der, wie oben angegeben, sagt, die Stelle, wo der Rhone sich staute, sei auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, und durch die Schlucht zwischen denselben stürze sich der Fluß. Dieß, meint Chorherr Boccard, könne allein auf die Gegend oberhalb St. Moritz gehen, wo das Thal nur etwa eine halbe Stunde breit sei. Aber diese Breite ist doch immer noch zu groß, als daß sie eine Schlucht könnte genannt werden und als daß man sagen könnte, der Rhone sei von beiden Seiten von Bergen eingeschlossen. Wir halten, wie schon gesagt, die Darstellung Gregors von Tours für eine ungenaue, und die Ansicht von Chorherr Boccard über die Lage von Tauredunum, da sie sich auf nichts anders als auf jene Stelle Gregors stützt, deßhalb für eine durchaus unrichtige. Der Augenschein hat uns überzeugt, daß die verschüttete Ortschaft zwischen Boveret und Port=Valais zu setzen sei. Man hat auch richtig bemerkt, daß der Lauf des Rhone sich seit 563 insofern geändert hat, als er sich jetzt um den Schutt des eingestürzten Berges herumwindet, so daß das Dorf Port=Valais nunmehr aufgehört hat, ein Landungsplatz am Seeufer zu sein. Vielleicht mag auch die Versumpfung des Landstrichs, welche selbst das nahe gelegene Villeneuve noch ungesund machen soll, auf diesen Bergsturz zurückzuführen sein.

XV.

An dem südlichen Ufer des Sees sind es jetzt nur noch wenige Punkte, die uns interessiren und bei denen wir noch etwas

verweilen wollen. Zuerst das Dörfchen Boveret oder Bouveret, einzig bemerkenswerth durch etwas Handel in Folge der Ein- und Ausschiffung von Waaren an diesem Endpunkte des Sees. Bedeutender ist das eine Viertelstunde weiter westlich, Vivis gerade gegenüberliegende St. Gingolph. Mitten im Dorfe bildet hier die Morge die Gränze zwischen der Schweiz und Savoien. Die Lage des Ortes ist sehr hübsch; Kastanien, Nuß- und andere Obstbäume zieren die Umgebung, und die Bucht, welche hier von dem See gebildet wird, ist sogar für die schönste am ganzen Leman erklärt worden. Gegenüber erblickt man das waadtländische Rebgelände und die Gebirgskette von Tour d'Aï, Mayen und Dent de Jaman. Die Feuer der hier befindlichen Kalkofen leuchten wie Signale durch die Nacht für das jenseitige Ufer.

Nicht gar weit von St. Gingolph liegt am Fuße der Dent d'Oche zwischen Felsen, Wald, Matten und schäumendem Gebirgswasser versteckt und eingekeilt das ärmliche savoiische Dorf Novelle, vom jenseitigen Ufer aus gar wohl sichtbar, von dem aus betrachtet überhaupt die vereinzelten schmalen grünen Alpweiden zwischen den im Herbste stark gelb und roth gefärbten Waldungen einen angenehmen Contrast bilden. Von Novelle führt in anderthalb Stunden ein vielgewundener Fußpfad auf die Alpentrift des Mont Blanchard. Der Rückweg aus diesen wildzerrissenen Felsschluchten geht auf der Walliser Seite am Morge-Bach entlang durch Waldungen, Kastanien, Buchen, Platanen und Ulmen mit malerischer Moos- und Epheuumschlingung und gewährt entzückende Fernblicke auf den See und das gegenüberliegende Ufer.

Der berühmteste Ort des südlichen Ufers ist unstreitig Meillerie, berühmt geworden durch Rousseau und dessen Verehrer. Wir erinnern an Matthisons Verse:

Trotz meiner Hungerbaraken, bewohnt nur von Söhnen der Hoffnung,
Welche das täuschende Netz täuschenden Fluthen vertraun,
Weicht mir an Glorie selbst Vaukluses unsterblicher Name,
Seit mich des Genius Hand weihend im Fluge berührt.

Aber sehr richtig wird in einer Anmerkung zu diesen Distichen gesagt: „Von diesem kleinen Fischerdorfe am Südufer des Genfersees würde ohne Rousseaus Heloise im Auslande oder bei der Nachwelt ebenso wenig die Rede sein, als ohne den Lobgesang Horazens von der Bandusischen Quelle.“ Heutzutage bietet Meillerie durchaus nichts Sehenswerthes; es sind allein die allerdings sehr ergiebigen Steinbrüche, die ihm Bedeutung geben. Ein Bewunderer Rousseaus, welcher die in dessen Roman angebrachten Scenerien für baare Wahrheit aufgenommen hat, dürfte sogar durch einen Besuch an diesem Orte sehr enttäuscht werden. Jetzt nimmt die Aufmerksamkeit in weit höherm Grade die kunstvolle Straße in Anspruch, welche Napoleon anlegen ließ und die nur durch Sprengung der bis in den See sich erstreckenden Felsen möglich war. Bemerkenswerth ist etwa noch, daß der See in der Nähe von Meillerie die größte Tiefe, nämlich ungefähr 950 Fuß, haben soll.

XVI.

Wir hätten somit unsere Rundschau, dem uns vorgesteckten Umfange gemäß, vollendet und könnten die Feder niederlegen;

allein wir haben uns vorgenommen, zum Schlusse noch einige kritische Worte über gewisse neuere litterarische Produkte zu sagen, denen die von uns skizzirte Gegend mehr oder weniger zur Unterlage dient. Und hier kommen wir zuerst auf einen schon vor längerer Zeit erschienenen Roman von Fenimore Cooper: **The Headsman, or, the Abbaye des Vignerons. A Tale**; deutsch: Der Scharfrichter von Bern oder das Winzerfest. Dieser Roman gehört keineswegs zu den bessern Coopers. Die Erfindung ist nicht tief; Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten treten grell hervor; die Darstellung ist ungleichartig, einige Partien sind gut, andere weniger gelungen. Doch muß man anerkennen, daß der Verfasser den Schauplatz seines Romans mit eigenen Augen gesehen hat. Er beschreibt z. B. den Genfersee und schildert einen Sturm auf demselben, der freilich mehr Ähnlichkeit hat mit einem Sturme auf hohem Meere als auf diesem Landsee, wiewohl dieser an dem östlichen Ende, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, namentlich durch den Südwind auch sehr erregt sein kann. Was er vom Schloß Blonay, vom Winzerfest, vom Wege nach dem St. Bernhard und über denselben sagt, hat größtentheils seine Richtigkeit; allein es findet sich auch in jedem Reisehandbuche über die Schweiz. Topographische Genauigkeit muß man eben von einem Romanschreiber so wenig erwarten als historische.

Mehr litterarischen Werth haben die **Voyages en Zigzag ou excursions d'un pensionnat en vacances dans les cantons suisses et sur le revers italien des Alpes par**

R. Topffer. Der hieher gehörige Abschnitt ist überschrieben: **Le tour du lac en quatre journées**. Topffer schreibt mit Sachkenntniß, Geist und Humor; er weiß die Erlebnisse der ihm untergebenen fahrenden Schüler anziehend und unterhaltend darzustellen und dabei manche treffende Beschreibung einzuflechten. Leider ist der erwähnte Abschnitt, welcher eine im Jahr 1841 gemachte Schülerreise um den See beschreibt, einer der kleinern in dem Buche. Es wird bloß die Gegend am Südufer des Sees von Genf aus bis Boveret, und von da um die Mündung herum bis Chillon beschrieben; hier hatte der viertägige Spaziergang ein Ende, indem die muntere Schaar von da aus auf dem Dampfschiffe der Heimat wieder zufuhr. Allein man kann nicht sagen, daß dieser Abschnitt deßhalb weniger sorgfältig geschrieben sei, als diejenigen, welche die Excursionen nach der innern Schweiz und Oberitalien behandeln. Niemand wird ohne Vergnügen lesen können, was von Meillerie, St. Gingolph, Boveret, der Rhoneebene und Chillon gesagt ist. Topffer ist kein Freund des modernen Touristenthums, wie es z. B. von den Kindern Albions heutzutage betrieben wird; aber desto mehr Sinn zeigt er für wahre Naturschönheit und liebt es besonders auf solche Pfade aufmerksam zu machen, die von dem landläufigen reisenden Weltpublicum noch nicht breit getreten sind. Man könnte sagen, daß in seinen Reisebeschreibungen ein eigenthümlich schweizerischer Standpunkt vorwaltet.

Vor einigen Jahren hat die schreibselige deutsche Schriftstellerin Ida von Düringsfeld einen Roman in zwei Theilen erscheinen

*

lassen, betitelt: Eine Pension am Genfersee. Die Verfasserin kennt die Gegend aus eigener Anschauung; sie hat einen Winter in Montreux zugebracht und Manches aufgezeichnet, das Realität hat. Allein nichts desto weniger gehört das genannte Buch zur leichten Waare der Romanlitteratur; es ist ohne Geist geschrieben, erhebt sich nicht über das Gewöhnliche, ja enthält eine Menge Trivialitäten.[1]) Außerdem begeht die Verfasserin die Unbescheidenheit, lebende ehrenwerthe Personen mit ihren wirklichen Namen aufzuführen. Ganz neulich erschien ferner von derselben Ida von Düringsfeld: Animone, ein Alpenmärchen vom Genfersee, ein Buch, „welches sich von der gewöhnlichen Litteratur der fleurs animées, die seit Tiecks Zeit so überreich bei uns wurzelt, nicht wesentlich unterscheidet.“[2]) Die deutsche Litteratur hat demnach durch die Produkte der Frau von Düringsfeld keine großen Bereicherungen erfahren.

Mehr innern Werth hat: Oskar und Gianetta. Ein Sonettenkranz von Luise von Ploennies. Zwar können wir unsererseits dem tändelnden Spiel mit Gefühlen, das sich ohne klar bewußte Gedanken durch sechsundfünfzig Sonnette hindurchzieht, keinen Geschmack abgewinnen. Allein wir anerkennen, daß die poetische Form ziemlich rein ist und die Dichterin Wahrheit sagt, wenn sie z. B. schreibt:

---

[1]) Vergl. Deutsches Museum von Prutz 1852. Nro. 12 S. 950.
[2]) Frankfurter Conversationsblatt 1852. Nro. 254.

Und ewig groß und hold ist die Natur,
Zu der ich jüngst den matten Schritt gelenket,
Wo von der Schönheit ew'gem Glanz getränket,
Der Leman wogt in Purpur und Azur;

Wo See und Himmel in den höchsten Farben
Erglühend um den Preis der Schönheit warben,
Ich saß versunken in das tiefe Blau.

In die „herrlichen Erinnerungen" der Dichterin mischen sich natürlich neben „Chillons graue Mauern", welche ihr Sehnsuchtsklagen entlocken, Shelley, Byron und Rousseau. Der Geist der Gedichte erinnert übrigens an jene überschwengliche Richtung der modernen katholischen Poesie, wie sie z. B. bei einem Redwitz hervortritt.

Schönheiten der Natur können nicht durch Worte erreicht werden, und so wird denn auch die Gegend am östlichen Ende des Genfersees, so viel sie noch beschrieben und besungen werden wird, in Wirklichkeit alle Beschreibungen und alle Poesie hinter sich lassen. In ihrer unerschöpflichen Fülle ist eben die Natur unendlich und zeigt sich dem Menschen bald von dieser, bald von jener und immer von einer neuen Seite, je mehr er sich Mühe gibt, in ihre Tiefen einzudringen, und je mehr Anklänge mit der Außenwelt in einer gemüthvollen Seele vorhanden sind. Wem freilich der innere Sinn fehlt, dem ist jede auch noch so reizvolle Gegend nicht mehr als ein anderes Stück Erde. Jedes Land und jedes Volk hat seine gepriesenen Orte. In Italien wurde einst das liebliche Tarent von den Dichtern besungen wegen sei-

nes milden Himmels, wegen seines Honigs, der dem attischen des Bergs Hymettus, wegen seines Oels, das dem der Stadt Venafrum, wegen seines am Bergabhang Aulon gewachsenen Weines, der dem berühmten Falerner nicht nachstand; ein schweizerisches Tarent könnte jener nordöstliche Winkel am Genfersee genannt werden, denn Honig und Wein sind auch hier trefflich und selbst Oelbäume gediehen einst, bis der kalte Winter von 1709 sie zerstörte. Darum schließen wir diese Skizze mit den Strophen des großen römischen Dichters, denen wir schon das Motto zu unserer Darstellung entnommen haben:

Auf dem Erdball lacht mir vor allen jener
Winkel wonnvoll, wo dem Hymettus nicht der
Honig nachsteht und die Olive ringt mit
Grünem Venafrum;

Wo den Frühling lang und gemildert Zeus die
Winterfrist darbeut, wo geliebt vom fruchtbarn
Bacchus Aulon selbst die Falerner Weinfrucht
Nimmer beneidet.[1])

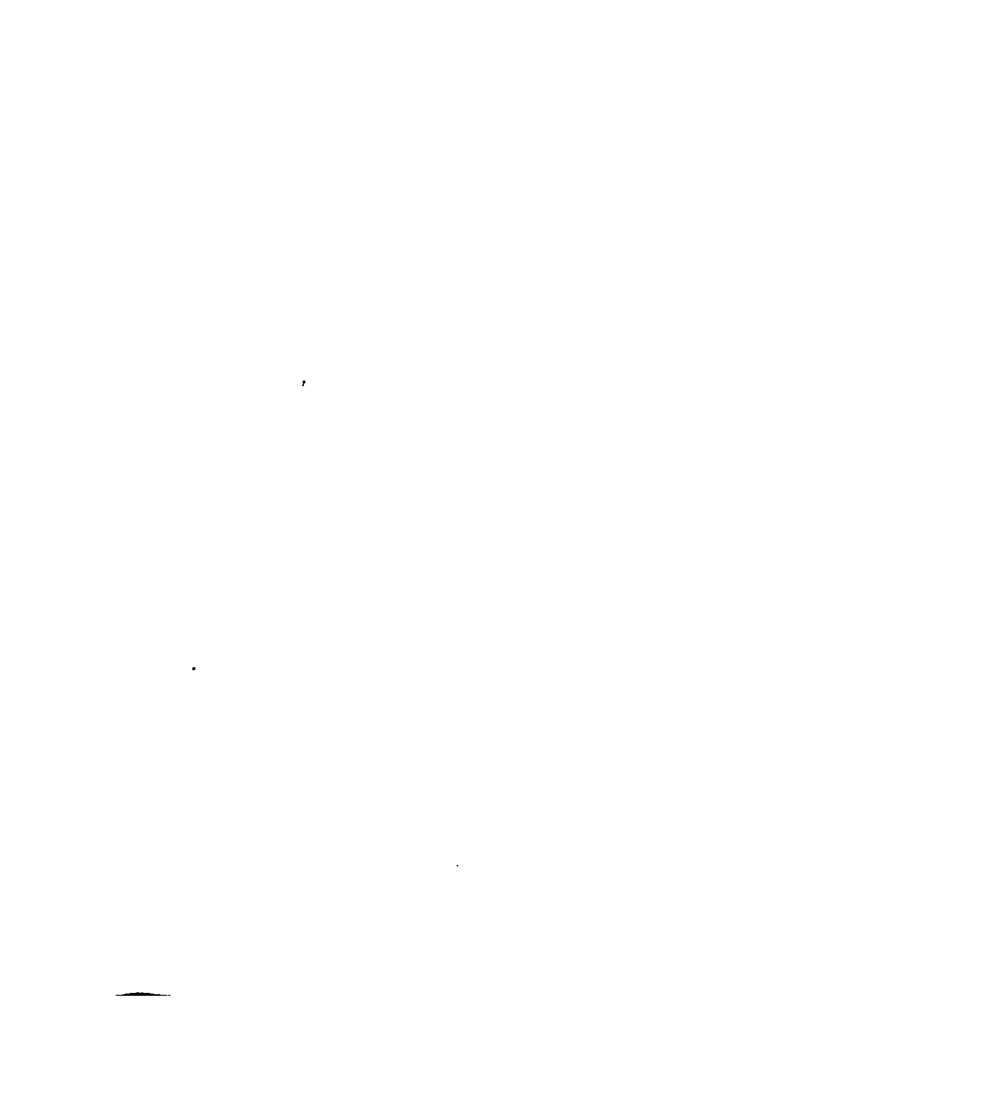
---

[1]) Horaz Oden II. 6. 13—20. Uebersetzung von Strodtmann.

Das
erste Vorhandensein des Schießpulvers
und der
Feuergeschütze in Basel.

Von

Dr. D. A. Fechter.



Seitdem man weiß, daß, um auf europäischem Boden stehen zu bleiben, schon im dreizehnten, ja selbst schon im zwölften Jahrhundert eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle zum Sprengen des Gesteins bei Goslar gebraucht wurde, daß Roger Baco und der namentlich in den Naturwissenschaften hochgelehrte Regensburgische Bischof Albertus Magnus, beide im dreizehnten Jahrhundert, jene Mischung und ihre Wirkung kannten; seitdem man ferner weiß, daß schon 1311 bei der Vertheidigung von Brescia Donnerbüchsen gebraucht, daß schon 1326 zu Florenz metallene Büchsen gegossen wurden und der französische Kriegsschatzmeister **Barthélemy du Drach** in seinen Rechnungen die Kosten aufführte, welche 1338 das Pulver für das Geschütz vor **Puy Guillaume** verursachte: seitdem ist mit Recht dem Franziscaner Berthold Schwarz die Ehre der Erfindung des Schießpulvers streitig gemacht worden. Dennoch bleibt als Thatsache feststehen, daß die allgemeinere Anwendung des Schießpulvers zu Geschützen erst in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt werden darf. Manche Spuren führen zu der Annahme, daß die Schweiz von Deutschland her die Bereitung des Schießpulvers und dessen Anwendung zu den Feuerwaffen kennen gelernt hat. Die Angaben von der Existenz der Pulvermühlen z. B. in Augsburg 1340, in Spandau 1344, in Nürnberg 1370,

die Verfertigung von Geschützen z. B. in Augsburg 1356 fallen alle vor diejenigen Daten, welche die Geschichte des Anfangs des schweizerischen Geschützwesens bis dahin aufzuweisen im Stande gewesen ist; es müßte denn die etwas vage Angabe [1]), daß in St. Gallen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Schießpulver mit Anwendung von Wein und Branntwein bereitet worden sei, sich als eine aktenmäßig sichere herausstellen. Ferner weisen die Namen mancher in den ersten Zeiten von schweizerischen Magistraten angestellten Büchsenmeister nach Deutschland hin.

Hingegen bleibt es fest stehen, daß nach den bis dahin bekannt gewordenen Angaben unter den schweizerischen Städten St. Gallen die ersten Geschütze aufzuweisen im Stande gewesen ist; denn es besaß schon 1377 eilf Büchsen. Zürichs Büchsen werden zuerst 1386 erwähnt; ungefähr in ebendieselbe Zeit fällt auch wahrscheinlich das erste Geschütz der Berner. [2]) Was bis dahin von dem Gebrauche des Schießpulvers und der Anwendung der Feuergeschütze in Basel bekannt gewesen ist, beschränkt sich auf die etwas dürftige Notiz in Ochs Geschichte Bd. II. S. 395, nach welcher 1376 eine Ausgabe für Salpeter, 1380 zwei Büchsen vorkommen und 1390 ein Büchsenmeister angestellt wird. Bei tiefer gehenden Nachforschungen aber wird die Sache sich anders gestalten; die Anwendung des Schießpulvers und das Vorhandensein der Feuergeschütze in unsrer

[1]) Neujahrsblatt der Feuerwerker in Zürich Nro. XL. S. 10 Anm. 35.

[2]) Man vergleiche Eman. v. Rodt Geschichte des bernerischen Kriegswesens Bd. I. S. 82. 83; die Neujahrsblätter der Feuerwerkergesellschaft in Zürich Jahrg. 1828. 1845. 1850.

Vaterstadt wird weiter hinaufgerückt werden, und zwar bis zu einem Datum, welches für die Geschichte des Geschützwesens in der Schweiz das älteste ist, abgesehen davon, daß sich noch manche Angaben finden, welche auf die Geschichte des Geschützwesens überhaupt Licht zu werfen geeignet sind.

Wer sich damit begnügt, annäherungsweise die Zeit der Einführung der Feuergeschütze in Basel zu bestimmen, könnte sich mit der Zusammenstellung folgender zwei Angaben und mit dem daraus zuziehenden Schlusse begnügen. Auf dem letzten Blatte des ältesten „Leistungsbuches“ nämlich befindet sich folgendes Inventarium des „Gezügs“, welches die Stadt im Jahr 1361 besaß.

Anno 1361 was der pantzern die man hatte CLII
Item der armbrosten CXLIII
Item der geserffen [1]) CXV
Item der waffenröcken der nüwen LXXXX minus II
Item der alten waffenröcken LX minus II
Summa der waffenröcken über und über ist CXLVI

In eben demselben Buche ist hinwiederum eine Verordnung vom Jahre 1384 enthalten, welche also lautet:

> daz man der stette gezüg, Es sin pantzer, huben, armbrost, Buchssen noch deheinerleye ander züg hinnanfur niemanden lihen sol wenig noch vil.

Die Vergleichung dieser beiden Stellen berechtigt wohl zu dem Schlusse, daß die Einführung der Büchsen in die beiden zwischen obige Zahlen fallenden Jahrzehnde zu setzen sei.

[1]) Eine Art Rüstung.

Doch wir können zu einem genauern Resultate gelangen, w
wir die Angaben der noch vorhandenen Rechnungsbücher der St
zu Rathe ziehen. Deren giebt es zweierlei: die einen, welche
Jahresrechnungen enthalten, beginnen mit dem Jahr 1362; i
Angaben sind aber nicht detailliert; die andern hingegen enthal
im Detail die wöchentlichen Ausgaben. Die vorhandenen R
nungsbücher der letztern Art („Angariä“ betitelt) beginnen a
erst mit 1371. Diese sind es nun, welche vorzüglich auf die er
Anfänge unsers Geschützwesens Licht werfen. In diesen Büch
nun finden sich gleich im ersten Jahre 1371 die unzweideutig
Spuren von dem Vorhandensein der Feuergeschütze. Nicht 1
wird nämlich in diesem Jahre schon eines Büchsenmeisters
erwähnt, sondern auch schon mehrerer vorhandenen Büchsen 1
einer, welche damals neu gemacht wurde [2]. — Von diesem Ja
an figurieren jedes Jahr unter den Ausgaben Posten für Bü
sen, für Pulver, für Salpeter und andere zum Schießapparate
hörige Dinge [3]. Mit diesem Jahre haben wir ein Datum
wonnen, das über alle bisher von andern Städten der Eid
nossenschaft bekannten emporsteigt. Wir dürfen aber noch ei
Schritt weiter gehen. Unsre Angaben sind so beschaffen, daß du
dieselben das Vorhandensein solcher Geschütze in der zunächst v

---

1) 1371 sexto Sabbat. 1 ℔ dem Büchsenmeister.

2) 1371. V knechten mit büchssen 10 ß. — pro plumbo 18 ₰. — '
bus servis de pyxide 6 ß. — ein büchsse ze machende 8 ℔ 20 ‹

3) 1372. Geitzen 18 ß umbe Bulver zen büchssen. — 1374. 5 ß :
gezüg zem buchssenpulver. — 1375 34 ß umb bly zen büchssen u. s

angegangenen Zeit offenbar vorausgesetzt wird. Würden wir noch im Besitze der Wochenrechnungen des dem Jahre 1371 vorangehenden Jahrzehndes sein, so würden offenbar die Angaben über die Anschaffung der ersten Feuergeschütze noch um mehrere Jahre weiter hinaufreichen. Und in der That es hatte wohl Basel zwischen 1360 und 1370 Grund genug, auf wirksame Vertheidigungsmittel bedacht zu sein, da die Furcht vor den verheerenden Schaaren der „Engelländer" es eine Reihe von Jahren beunruhigte und Fehden in der Nachbarschaft den kriegerischen Geist der Bürgerschaft wach hielten.

Haben wir, so weit es uns die noch übrigen Dokumente gestatten, das älteste Datum des Vorhandenseins der Feuergeschütze in unsrer Vaterstadt gefunden, so mag es vielleicht nicht uninteressant sein, die in den Rechnungsbüchern und andern Dokumenten unsers Archives vorkommenden Angaben zusammenzustellen, welche auf die Zahl der Geschütze, die Basel in den ersten Jahrzehnden ihrer Einführung besaß, auf deren Beschaffenheit und Verfertigung, auf die verschiedenen Arten von Geschossen, auf die Zubereitung des Pulvers und auf die Bedienung der Geschütze Licht zu werfen geeignet sind.

Wie groß die Zahl der schon 1371 vorkommenden Geschütze gewesen ist, kann aus den oben angeführten Daten nicht ermittelt werden. Zu den damals schon vorhandenen kam in diesem Jahre noch ein neues. Im Jahr 1375 werden von einem Heinrich Gloggner, einem Wernher, und dem Heinrich Kaufmann, dem Gießer, mehrere neue gegossen, 1378 eine neue große, 1379—80

zwei andere, eine große und eine kleine von Henmann Hensler um 27 fl.; zu diesem Lohne kam noch eine Vergütung von 3 ℔ für Kost in der Herberge, was auf den Schluß führt, daß Hensler ein Fremder war. 1381 wurden von ebendemselben zwei Büchsen gegossen; die kosteten 132 ℔ 8 ß „mit dem, so wir Meister Henmann geschenkt hant.“ 1383 ist von neuen Büchsen die Rede, und daß 1384 schon eine nicht unbedeutende Zahl von Büchsen vorhanden sein mußte, geht aus dem Umstande hervor, daß in diesem Jahre drei Büchsenmeister aufgeführt werden, Götz, Louppen und der Büchsenmeister von Constanz. 1385 werden 11 ℔ für zwei Wurfbüchsen ausgegeben, und 1386 vier Büchsen von Straßburg heraufgeführt, wo schon in frühen Zeiten die Stückgießerei betrieben wurde. Wir könnten dieses Verzeichniß von Anschaffungen noch durch eine Reihe von Jahren hindurchführen; doch wir ziehen es vor die Aufmerksamkeit auf Verfertigung und Beschaffenheit dieser Geschütze zu lenken.

Es wird überliefert, daß in den ersten Zeiten die Geschütze aus zusammengeschmiedeten und durch eiserne Reife zusammengehaltenen Eisenstäben bestanden, ja sogar aus hölzernen Röhren, welche in eiserne Bänder eingezwängt waren. Von Büchsen der Art wissen die frühesten Angaben unsrer Ausgabenbücher nichts. Unsre ältesten Büchsen waren gegossene; von denjenigen, welche 1380 Hensler goß, werden sogar die Metalle aufgeführt; zur „großen“ wurde 1 Ctr. Kupfer und dann noch Zinn genommen; das Kupfer kostete 20 fl. Aus eben dieser Angabe läßt sich auch der Schluß auf das nicht sehr bedeutende Volumen dieser „großen“

Büchse schließen. Das Material zu diesen Büchsen wurde vom Büchsenmeister in einem im Werkhofe errichteten „Büchsenofen“ geschmolzen, wo das zu diesem Zwecke angefertigte Blasewerk von einer Anzahl von Knechten in Bewegung gesetzt wurde. [1]) Die Geschützröhre selbst scheint mit Figuren verziert worden zu sein, denn 1380 kommt die Ausgabe vor: „umb ein zeichen ze grabende in die formbe der büchssen.“ Neben diesen ehernen Büchsen gab es auch „Eisenbüchsen“; die erste Spur derselben kommt 1380 vor in der Ausgabe von „4 ℔ umb ysen zen schinen zer büchsen“; eine sicherere aber in der 1386 erwähnten „ysenbüchssen.“ [2]) War das Geschütz fertig, so wurde es vor das Spalenthor geführt, wo der Büchsenmeister es „beschoß“ d. h. probierte und die Quantität der Ladung bestimmte. [3])

In den ersten Zeiten waren die Geschütze nach der verschiedenen Art der Anwendung und ihrer Größe noch nicht so scharf von einander geschieden, wie sie sich im fünfzehnten Jahrhundert

---

[1]) 1379 H. Gloggner 3 ℔ umb sin ofen, der im zerbrach, da man die buchssen goss. 1380 „buchssen ofen.“ 1426 16 ℔ 2 ß den gesellen, so in dem werghus geblosen ze den buchssen, als man goss.

[2]) 1386 gegeben Heinrich swertfeger an die ysenbuchssen 12 ℔, Louppen (dem buchssenmeister) an dieselbe buchssen 12 ℔.

[3]) 1375 Conradus Röber, secundus buchssenmeister, von den buchssen ze beschiessen 10 ß. — 1422 ein Acker «ante portam Spalentor inter viam tendentem in Haesingen et in qua probantur pixides.» 1432 ein Acker «ante portam zem heil. Cruze (d. i. Spalenthor) ad viam, da man die büchsen beschüsst.“

von einander trennten. Die Kaliber waren im Ganzen noch klein, und hätte die Technik der damaligen Zeit weniger massiv gearbeitet, so würde manche auf einem Gestelle ruhende Büchse noch als Schießgewehr von einem einzelnen Manne haben können gehandhabt werden. Dennoch tauchen schon in den letzten Jahrzehnden des vierzehnten Jahrhunderts in den bei uns sich findenden Angaben einzelne Unterschiede auf. Dem Büchsenmeister Andres werden 1375 4 ß gegeben um „Haggen in die büchssen ze lassende“; wir erkennen darinn die „Hackenbüchsen“, welche vorzüglich auf Thürmen ihre Anwendung fanden. Sie scheinen in einem hölzernen Behälter aufbewahrt worden zu sein; denn in ebendemselben Jahre werden 1 ℔ 4 ß ausgegeben „umbe laden, da man die büchssen in beschließt“. Ob der „Schragen“, den 1375 der Büchsenmeister Andres an die Büchsen machte, eine Art Laffete oder bloß ein Schaft war, kann nicht wohl entschieden werden. Neben diesen Hackenbüchsen werden im Jahre 1385 zwei „Wurfbüchsen“ erwähnt, welche von den daneben aufgeführten „Schießbüchsen“ ausgeschieden werden.[1] Es liegt der Gedanke nahe, daß jene Wurfbüchsen die Stelle der Böller oder Mörser vertraten, während die Schießbüchsen in horizontaler Richtung die Geschosse trieben. Freilich darf man unter den Geschossen der Wurfbüchsen sich noch keine Hohlkugeln vorstellen, sondern muß an Steinkugeln denken; und in der That figuriert in ebendemselben Jahre eine Ausgabe von „1 ℔ uff büchssenstein.“

[1] 11 ℔ umbe zwo Wurfbuchssen, 20 ℔ umbe die Schießbuchssen.

Mit dem fünfzehnten Jahrhunderte tritt nun eine schärfere Scheidung ein. Von den Hackenbüchsen scheiden sich die „Handbüchsen" aus. Daß schon ganz zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Schützen in Basel sich mit denselben übten, werden wir weiter unten nachweisen. Zu den größern, aber leicht beweglichen Büchsen gehörten die zuerst 1425 bei uns genannten „Tarras- oder Tarresbüchsen". Sie hatten ihren Namen daher, weil sie in der Regel hinter einem Tarraß d. i. Erdaufschutt (terrasse) aufgestellt wurden. Die Röhre von verschiedenem Kaliber lag auf einem bemalten Karren oder „Kärrli", oft mehrere auf ebendemselben. In den Verordnungen zur Vertheidigung der Stadt aus der Zeit von 1430—1445 heißt es z. B. „Das „kerly" mit den 3 Tarasbüchsen soll über Rhin stan im Brughus, ein kerly mit 3 Büchsen uf der Kuttelbruck, zu Kürsenern ein Karren mit einer Tarraßbüchsen u. s. w.; ja 1445 hatten die Basler eine sogenannte „Hagelbüchse", welche aus neun nebeneinander liegenden Röhren bestand, die mit einander abgefeuert werden konnten. [1]) Die Büchsen vom größten Kaliber waren offenbar „Steinbüchsen"; von einigen großen Baslerstücken der Art werden wir weiter unten eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührende Beschreibung folgen lassen. In denjenigen Verordnungen, welche der Rath im dritten bis fünften Jahrzehnde dieses Jahrhunderts für die Vertheidigung der Stadt erließ, werden außer den bisher genann-

1) Abbildungen solcher Hagelbüchsen finden sich im Atlas zu **Prince Napoléon Louis Bonaparte études sur le passé et l'avenir de l'artillerie.**

ten Geschützarten noch folgende genannt: [1]) „Strichbüchsen“ oder auch „Nürenbergerbüchsen“; diese wurden unter die Schlitzlöcher der Thore und Vorthore gestellt und schossen ebenfalls Steine.[2]) Derselben Art waren wohl auch die „Streifbüchsen“.[3]) Auf Thürmen wurden die „Grabenbüchsen“ aufgepflanzt; es waren dieselben kurze Eisenbüchsen,[4]) mit denen man wahrscheinlich die Gräben bestrich.[5]) Erst später kamen die „Schlangen“ mit ihren langen Röhren auf; 1499 z. B. werden 58 ℔ 8 ß ausgegeben, um drei derselben zu gießen. Und endlich wird 1505 eine „Riegelbüchse“ gegossen.

Die Geschosse, welche mit diesen Geschützen geschossen wurden, waren verschiedener Art. Aus den Büchsen kleinern Kalibers, aus den Handbüchsen und Hackenbüchsen wurden bleierne Kugeln oder Klotze geschossen; denn das Wort „Klotz“ bezeichnet ursprünglich dasselbe, was das weniger häufig vorkommende Wort Kugel; so erhält z. B. 1375 Meister Andres, der Büchsenmeister „6 ℔ „umbe kugellen zer büchssen ze giessende, umb pulver und ander

---

1) Ordnungen und Verträge 1417—1430.

2) Nürenbergerbüchsen, so man nampt Strichbüchsen. Strichbüchsen, die man brucht zu den löchern in das vorthor.

3) Es sollte 1444 aufgestellt werden: „eine streifbüchse zu wogdenhals auf den grund.“

4) „Grabenbüchsen sind die kurtzen ysenbüchsen.“

5) Um 1445 sollte die große Stadt vertheidigt werden durch 24 Grabenbüchsen, 8 Strichbüchsen und 36 Tarrasbüchsen; dazu kamen noch 12 Büchsen groß und klein für Kleinbasel.

„züg ze machende" und wiederum „2 ℔ umb bly zen büchssen" ferner 1385. 1 ℔ umbe blyklotzen zen büchssen. 1422. 700 blyklotzen zen hantbuchssen". Die hölzernen Klotze hingegen, welche ebenfalls in den Rechnungen erwähnt werden, scheinen eher eine Art Pfropf gewesen zu sein, welcher die Stelle der Scheibe vertrat, und auf welchen das eigentliche Geschoß aufgesetzt wurde. Zu was für einem Zwecke die Bleiklotze, wahrscheinlich diejenigen für größere Kaliber, mit Sturz (Blech) versehen wurden, überlasse ich den Männern von Fach zu entscheiden und setze bloß die Stelle hin, welche diese Angabe enthält: „1425 4 ß 4 δ klotzen ze büch„sen ze giessende und sturtz daran ze slahende." Aus den Geschützen größern Kalibers und aus den Wurfbüchsen wurden aber Steine geschossen, deren Gewicht oft mehrere Centner betrug. Von kleinerm Kaliber scheinen die 1444 erwähnten „Hagelsteine zu Tarrasbüchsen" zu sein, welche eine ähnliche Wirkung, wie unsere Kartätschen hervorbringen sollten und wahrscheinlich für die schon obenerwähnte Hagelbüchse bestimmt waren. Je nach der verschiedenen Art von Geschossen, welche die Büchsen schleuderten, hießen daher die einen „Klotzbüchsen", die andern „Steinbüchsen". Einer eigenen Art von Projectilen, welche ich in unserm Vaterlande sonst nicht angetroffen habe, erwähnen noch unsre Ausgabenbücher. Es ist bekannt, daß mittelst derjenigen Schießmaschinen, welche vor der Anwendung des Schießpulvers im Gebrauch waren, unter Anderm große Pfeile gegen die Belagerten in Städten und Schlössern geschleudert wurden, Pfeile, welche oft noch mit brennbaren Stoffen vorn umwickelt waren, die man vor dem Abschießen an-

zündete (Feuerpfeile). Daß man anfangs darauf bedacht war, dieselbe Art von Geschossen mittelst der neu erfundenen bewegenden Kraft des Schießpulvers zu schleudern, scheint wohl dem natürlichen Gange der Entwicklung nicht unangemessen. Daher darf es nicht befremden, wenn in den ersten Jahren der Anwendung der Feuerrohre auch „Pfeile“ geschossen wurden, welche wahrscheinlich auf jene hölzernen Klotze aufgesetzt wurden. Eine andre Erklärung lassen wenigstens folgende in unsern Rechnungsbüchern vorkommenden Ausgabeposten nicht zu: „1374 8 ß umbe zwo formen und pfile zen büchssen“. 1374 10 ℔ umb fürphile, pulver und ander gezuge Joanni Wernhero. 1375. Andres, dem büchssenmeister, phil anzeschöpfende, von den büchssen und schragen zu machende, und 1378. 12 ß phil in die grossen büchssen ze vidernde. Von diesen Pfeilen für die Büchsen treffe ich später keine Spur mehr an. Das Vorkommen dieser Art von Geschossen hat übrigens der Prinz Louis Napoleon in seinen Études Tome III. liv. 3 auch anderwärts nachgewiesen.

Das Kaliber der Geschütze scheint erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert gewachsen, oft bis in's Fabelhafte gewachsen zu sein. Wenn auch Basel keines jener monströsen Geschütze besaß, wie z. B. Sultan Mahomed 1452 eines gegen Konstantinopel führte, welches einen Stein von 12 Centner Gewicht zu schießen vermochte, so mag doch aus folgender gleichzeitiger Beschreibung einiger Geschütze, wie sie Basel in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts besaß, hervorgehen, daß auch bei uns Geschütze von ansehnlichem Kaliber zu finden waren. — Auf den Zug gen

Ellikurt im Jahre 1425 wurden vier Büchsen ausgerüstet. Von der größten dieser vier Büchsen heißt es: „So sol Seitenmacher „(dieser war seit 1411 Büchsenmeister) die größte Büchse nemmen „und die zubereiten in allen sachen, als Lamprecht (der war eben„falls ein Büchsenmeister, welcher zu einer andern Büchse ver„ordnet war). Demme sollen zugeordnet werden 10 knecht, 5 „zimbermann und 5 graber, die im schweren sollent gehorsam „ze finde. Dieselbe büchse ist auch geladen und versucht und „brucht eines schosses xvi ℔ büchsenpulvers, das wirt c schüsse „xvi Ztr. und meint (der Büchsenmeister) xv schüsse eines ta„ges ze tunde, wenn er sich gelegen. Mit zwei von diesen Büchsen zog man 1424 auf „die Reis ins Markgrafenland von Baden.“ „Und mechte vor Mülenberg Lamprecht„ unser Büchsen„meister, stein gnug ghept han, er hette mit der grossen büchssen „gar ein guts geschaffet, daz er sin lob und die statd ere gehept hette.“ — In die Zeit der Schlacht von St. Jakob fällt die Beschreibung folgender Büchsen:



„Die grösste büchsse, die der von Rotwilr gosse, wigt LXX „Zentener minus II und brucht XXIII ℔ pulvers und schüsset einen „stein, wigt II Zentner VI ℔.“

„Item die ander minder büchsse, die er auch machte und die „eggecht ist, wigkt XLVII Zentener, brucht einen schoß XX ℔ pul-

„vers minus I, schüsset einen stein wigt einen Zentener und x ℔;
„die liessen unser eidgenossen von Bern vor Varnsberg und wart
„verloren und wart ze Rinfelden uf der vestin wider gewunnen
„und har heim bracht.

„Item die aller grost büchsse, die Meister Wernher von prüssen
„gosse, wigt LXXXXII Zentener, schüsset einen stein wigt III Zen-
„tener, brucht einen schoß XXVI ℔ pulvers.

„Item die nüwe kleine büchsse, die des von Münchensteins
„sun goß, wight XXVIII Zentener XXXI ℔. — Für einen büchssen-
„stein zu howen hat man geben 5 ß.[1]) Zur Fortschaffung der
größten Büchse brauchte man nicht weniger als 26 Pferde, zur
andern großen 16.

Wir haben im Verlaufe der bisherigen Auseinandersetzung
manche Funktionen kennen gelernt, welche der Büchsenmeister zu
besorgen hatte. Nicht nur aber war seines Amtes die Büchsen
mit seinen Gesellen zu gießen, sie zu beschießen, ihnen mit all
dem dazu gehörigen „Gezüge Rath zu thun“ und sie in Ehren
zu halten, im Kriege die Ladung und Richtung zu besorgen,
sondern er war es auch, welchem die Verfertigung des Pulvers
oblag. Das Pulver, welches in den ersten Zeiten hier gemacht
wurde, hatte neben den Bestandtheilen, aus welchen es jetzt noch
besteht, einen Zusatz von Kampher. Das geht aus einer An-

---

[1]) Diese Beschreibung nebst der Zeichnung ist entnommen dem Bande des hiesigen Staatsarchivs, der betitelt ist „Ordnungen und Verträge „1417—1430.“

gabe von 1403 hervor, nach welcher der Büchsenmeister und seine Gesellen Bezahlung bekommen „ze werkent und bulfer ze „machen, umb schwefel und g a n f e r.“ Damals war „ennent Rins“ eine Pulverstampfe. Waren die Bestandtheile des Pulvers untereinander gemengt, so wurde es noch vollends auf Brettern getrocknet [1]) und alsdann in ledernen Säcken aufbewahrt [2]). Der Salpeter wurde großen Theils von auswärts her bezogen; 1375 z. B. ließ man Salpeter von Mailand kommen, 1389 kosteten 4 Ctr. Salpeter 180 fl. (eines Drittheils weniger). Zu der Ladung wurde Tuch verwandt, wohl um das Pulver in tüchenen Säckchen in die Geschützröhre zu bringen [3]). Das Büchsenpulver wurde 1417 auf dem Salzthurm aufbewahrt, so wie auch der vorräthige Salpeter. 1484 hingegen wird eines Pulverthurms zu St. Alban erwähnt; es war dieß wohl derjenige Thurm zwischen dem St. Alban- und Eschemerthor, welcher 1526 explodierte, eine Katastrophe, welche Erasmus in einem seiner Briefe beschreibt. Die Büchsen hingegen standen im „Balhofe“ (einem Theil des Kaufhauses) oder im „Werkhuse“ [4]); das „Gezüge“ wurde auf dem Richthause eine Zeitlang aufbewahrt.

---

1) 1405 3 ß von dem brette ze bletzende, da man das büchssenbulfer uff derret.

2) 1374. 3 ß umb ein ledersack zem bulver; 1375 um Säcke ze pulver zer buchssen.

3) 1449. 5 ℔ 2 ß umb zwilch, ze buchsenladungen. 1448 umb tuch ze ladungen in die büchsen.

4) 1402. die büchssen us dem balhofe uf den platz ze füren. — 1454. 4 buchssen ze füren in das kaufhus. — Werkhus, do die buchssen stehen.

Die Büchsenmeister wurden vom Rathe angestellt und mußten demselben schwören. Ihre Besoldung war verschieden; dem Büchsenmeister Engellin wurde z. B. 1410 folgender Lohn gegeben: „alle Wuchen 1 fl. und ein ort eines guldens, tut zem „jare 65 fl. Item 10 Vierenzel Dinkel uf unser frowen tag, „als sy geboren wart, und ein halb fuder wins uff St. Gallen„tag, die ze gebend und ze nemmend sint. Item ze fungichten 8 „ellen tuchs ze einem rock desselben tuchs von zweierlei varwen, „als man den 4 ratsknechten gibt. Item, sin beltzfutter darunder, „ane sine kosten, als man mit dem kürsener übereinkommen mag. „Item wenn er vor einem slosse oder vestin oder darynne, ze „gewinnen oder ze behüten, dienet, arbeitet und wartet, so sol man „im essen und trinken geben zu sinem wuchensolde. Item wenn „er unserm gezüge rat thut oder daran werket, so sol man im „zem tage so vil lons geben, als man unserm wergmeister dem „zimbermann git zu sinem wuchenlone."

Wir beschließen diesen Beitrag zur Geschichte der Anfänge des Baslerischen Geschützwesens mit einigen Worten über das Aufkommen der Büchsenschützen oder Feuerschützen und über deren gemeinschaftliche Uebungen, oder mit andern Worten über die ersten Spuren der Feuerschützengesellschaft. Während die Schießgesellen, welche mit der Armbrust nach dem Ziele schossen, schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf dem „Platze", (dem St. Petersplatze) ihr Spiel trieben und dort unter dem „Hüselin" sitzend gegen den Schutzrein von Lehm schossen, wird der Feuerschützengesellschaft, welche mit Handbüchsen, die dem Schießenden ein daneben stehen-

der Geselle noch mit „Schwumezunder" losbrennen mußte, nach dem Ziele schossen, das erste Mal in der denselben 1466 vom Rathe gegebenen Schützenordnung erwähnt. Doch bildete sich die Gesellschaft offenbar nicht erst in diesem Jahre, sondern wir glauben ihr Bestehen oder doch wenigstens die Uebungen der Büchsenschützen noch viel früher nachweisen zu können. Die Schießstätte der Armbrustschützen befand sich auf dem „Platze", während diejenige der Büchsenschützen bis zum Jahr 1499 im Stadtgraben bei St. Leonhard sich befand; in diesem Jahre wurde denselben die heutige Schützenmatte zu ihren Uebungen angewiesen. Dort in dem Graben nun ließ ihnen der Rath ebenfalls einen Schutzrein von Lehm aufführen. So früh wir nun diesen Schutzrein im Graben antreffen, so früh ist auch das Bestehen der Uebungen der Büchsenschützen als erwiesen anzusehen. Diesen Schutzrein im Graben treffe ich aber schon im Jahre 1406 an [1]), so daß wir sagen können, daß die Anfänge der Gesellschaft der Büchsenschützen in Basel in die ersten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts fallen. Und daß die Schützen Basels es frühe schon zu einer gewissen Fertigkeit brachten, dafür scheint die Angabe zu sprechen, daß 1411 Seitenmacher, dem uns bekannten Büchsenmeister, und seinen Gesellen 2 ℔ vom Rathe geschenkt wurden „von der oventüre wegen, die sy ze Strassburg mit schießen gewunnen."

---

1) In dem Ausgabeposten „umb den schutzreyn im graben". Vgl. 1453. 3 ℔ 3 ß umb leym zem Schutzrein ze St. Leonhard.

Miscellen

zur

Basler Geschichte.

Von

Dr. D. A. Fechter.

Miscellen.

I.

Die ältesten Angaben über die Theilung unsrer Stadt in Kirchgemeinden.

Die älteste Angabe über die Eintheilung unsrer Vaterstadt in einzelne Kirchgemeinden findet sich in der Stiftungsurkunde des Klosters St. Alban vom Jahre 1103, in welcher der Bischof Burchard dem Prior dieses Hauses die Seelsorge in der Stadt, wie der Birsig die Grenze bildet (sicut fluvius Birsicus determinat) an seiner Stelle zu verwalten übergab. Es hatte demnach der Prior und seine Stellvertreter die Seelsorge in der ganzen ältesten vom Birsig begrenzten Stadt. Seine hier wohnenden Pfarrkinder hießen: Parochiani circa Birsicum constituti, d. i. die am Birsig wohnenden Pfarrkinder. Die Kirche St. Martin, ursprünglich eine Filiale der Kirche von Hüningen, wurde ebenfalls vom Kloster St. Alban aus mit einem vicarius perpetuus besetzt. Dieser ziemlich große Kirchsprengel wurde aber schon im zwölften Jahrhundert in zwei Kirchgemeinden getheilt, wenigstens werden schon 1147 in der Bestätigungsurkunde Eugens III. die Gemeinden St. Martin und St. Alban

genannt. Die St. Albangemeinde war aber eine doppelte, di eine außerhalb der Stadtmauern (**extra muros**, d. h. der alten) welche sich vom heutigen St. Alban-Schwibogen hinaus bis an di Birs und St. Jakob erstreckte, die andre innerhalb derselben (**intr muros**). Wo nun die St. Albangemeinde innerhalb der Stadt mauern ursprünglich mit der St. Martinsgemeinde zusammen stieß, wird in einer Urkunde gezeigt, welche 1256 in Folge eine Streites zwischen dem Prior von St. Alban und dem Domprobst aus gestellt wurde. Es heißt darinn von der St. Albangemeinde inner halb der Mauern: **limitata de turre Lallonis citra Birsicum et supra ad muros civitatis**, d. i. sie sei begrenzt vor Lallos Thurm dießseits des Birsigs und reiche oben bis an di Mauern der Stadt. Lallos Thurm aber stand unten am heutigen Fahnengäßchen. Was demnach von diesem Punkte an abwärts zwischen dem Rhein und dem Birsig lag, gehörte wenigstens in XIII. Jahrhundert der St. Martinsgemeinde an, was oberhal bis zu den (alten) Stadtmauern, der (innern) St. Albangemeinde welche auch oft mit der Benennung bezeichnet wird: „die lütkil„chen zu St. Alban gelegen inwendig der muren der statt Base „umb den Birsich.

Die jenseits des Birsigs gelegenen Kirchgemeinden St. Leonhard und St. Peter sind jüngere Gemeinden als die beiden andern. Es ist bekannt, daß Welt- und Kloster-Geistliche mi Argusaugen über ihre Einkünfte wachten; absichtliche oder unabsichtliche Entziehung derselben von Seite eines Unberechtigten sahen diese Herren oft auf ebendieselbe Weise an, wie wenn die Re-

ligion selbst in Gefahr wäre. Dieser Wachsamkeit ist es zu verdanken, daß die Grenzen jener beiden Gemeinden St. Leonhard und St. Peter schon 1230 urkundlich festgestellt wurden. Bischof Heinrich von Thun nämlich bestimmte, um die bisherige Confusion abzustellen, in welcher oft die Geistlichen zu St. Peter Gemeindegliedern geistliche Funktionen angedeihen ließen, welche St. Leonhard ansprechen zu müssen glaubte und umgekehrt, die Grenzen dieser Pfarreien unter Beistimmung des Domkapitels; der Papst Gregor IX gab seine Bestätigung in einer Bulle (**Reate xv. Kal. Aug. pontif. nostri anno v**, d. i. 18. Juli 1232). Nachdem die Beweggründe dieser Grenzbestimmung aufgeführt und einige Bestimmungen gegeben worden sind, wie beide Pfarreien sich in gewisse Intraden theilen sollen, werden die Grenzen beider Gemeinden also angegeben:

Sunt autem parrochie sic distincte. Omnes domus in uico spalee [1]) in latere versus sanctum Petrum prout per publicam stratam a sibi obpositis diuiduntur. a porta [2]) usque ad superiores macellos. et si que sunt vel fient ante portam [3]) in eodem latere et uicus sellarum

Es sind aber die Grenzen also bestimmt. Alle Häuser in der Spalengasse [1]) auf der Seite gegen St. Peter, wie sie durch die Straße von den ihnen gegenüberliegenden getrennt werden, von dem Thore [2]) bis zu den obern Metzgerbänken, und wenn noch welche vor dem Thore stehen oder werden gebaut werden [3]); ferner die

---

1) Der heutige Spalenberg.
2) Dieß der spätere Spalenschwibogen.
3) Damals also waren noch nicht viele Häuser vor diesem Thore in der heutigen Spalenvorstadt.

cum suis angulis usque ad riuulum uersus forum frumenti. in quo factus est de nouo pons lapideus. et quicquid est inferius. de cetero ad sanctum Petrum sine impedimento et absque perturbatione qualibet pertinebit. Quicquid uero est a superioribus macellis et a riuulo prelibatis sursum. et omnes domus in uico spalee in latere uersus sanctum Leonardum. intra et extra portam. totum ad ecclesiam sancti Leonardi pertinebit. et ab ea tamquam a matrice ecclesia omnia sacramenta ecclesiastica percipiet in perpetuum. Sciendum tamen est quod neutra istarum parrochiarum ultra Birsicum protenditur. qui istas ab aliis diuidit cursu naturali.

Sattelgasse [1]) mit ihren Winkelgäßchen bis zu dem Rünselin gegen den Kornmarkt hin, über welches eine neue steinerne Brücke gemacht worden ist [2]), und alles, was weiter unten ist, gehört nach St. Peter, ohne daß jemand ein Hinderniß in den Weg legen oder diese Kirche in diesem Besitze stören soll. Alles aber, was von den genannten obern Metzgerbänken und dem Bache aufwärts liegt und alle Häuser in der Spalengasse auf der Seite gegen St. Leonhard hin innerhalb und außerhalb des Thores, soll zur Kirche St. Leonhard gehören und soll von ihr als der Mutterkirche alle kirchlichen Sacramente immerdar empfangen. Doch soll man wissen, daß keine von diesen beiden Pfarreien über den Birsig hinaus sich ausdehnt; dieser scheidet sie durch seinen natürlichen Lauf von den andern.

---

1) Dieß die Straße, welche man heut zu Tage „hinter der Schol" nennt.

2) Dieses „Rünselin" kommt aus dem Rümelinbach und fließt in der Nähe des Kornmarktbrunnens in den Birsig.

II.

Was haben wir uns unter dem Worte „Spiwettern" zu denken?

Das Wort „Spiwettern", wie sich bekanntlich eine unsrer Zünfte nennt, oder noch gar das schrift-deutsch zugestutzte „Spinnwettern", wie wir es jetzt lesen und schreiben, während die erste Form im Munde des Volkes lebt, hat vielleicht schon Manchen, wenn er auch gerade nicht Sprachforscher ist, zum Nachdenken über Abkunft und Bedeutung gereizt. Den Einen neckt das Wort „Wetter", und wenn er dabei an das Wort „Wetter" in der Zusammensetzung „Leinewetter" denkt, das so viel als „Weber" heißt, und dann das „Spinnen" ihm dazu ganz hübsch sich zu reimen scheint, so fällt ihm aber wieder ein, daß die Gewerbe der Maurer, Zimmerleute u. a., welche dort zünftig sind, mit Weben und Spinnen nichts zu thun haben, höchstens daß schon Mancher mit jenen Gewerben etwa „Seide gesponnen" hat. Ein Andrer hingegen hat sein Glück eher mit dem ersten Theile des Wortes versucht und hat es als einen glücklichen Fund angesehen, wenn sich ihm das Wort „Spinwidder" dargeboten hat, das ein junges männliches Schaf bedeutet; denn das Spin ist dasselbe mit Span, das z. B. in Spanferkel vorkommt. Nur ein kleiner Aufwand von Phantasie war noch nöthig, um zu behaupten, wie z. B. ein Haus „zum Lamm" genannt werde, so habe einst unser in Frage ste-

hendes Haus „zum Spinwidder" geheißen. Die Sache scheint auf halbem Wege plausibel, wenn nur Eines noch beigefügt wäre, und das die Hauptsache, nämlich daß dieser Name des Hauses urkundlich nachgewiesen wäre. Das wird aber niemand zu thun im Stande sein. Andrer fabelhaften Erklärungen, wie sie in Ochs Geschichte Bd. II. S. 160 stehen, wollen wir nicht gedenken.

Wir wollen den Weg der auf Urkunden gestützten Erklärung einschlagen. Es ist eine bekannte Erscheinung im Mittelalter, daß in den Städten die Bewohner eines Hauses ihren (Geschlechts-) Namen gar oft von dem Namen des Hauses erhalten, aber auch umgekehrt, daß der Name des Bewohners auf das Haus übergeht. Als Beleg für das Erste führen wir unter vielen andern z. B. vom Jahr 1393 einen Johannes Luchs an, welcher im Hause „zum Luchs", einen Heinrich Kroner, welcher im Hause „zur Krone" wohnte; für das zweite aus dem dreizehnten Jahrhundert „Hunnos Haus", das noch im folgenden Jahrhundert den Namen seines ersten Besitzers „Hunno" behielt; das jetzt noch „zum Berner" genannte Haus, welches im vierzehnten Jahrhundert von Niclaus Berner (Vater und Sohn hießen so), den Wohlthätern der Kirche und der Armen, bewohnt wurde. Als Beispiel zu ebenderselben Erscheinung dient der Name „Spiwetter". Der ursprüngliche Name dieses Hauses (es war lange ein „Weinhaus"), wie er im vierzehnten Jahrhundert vorkommt, ist „Spichwerters Hus", sein erster bekannter Besitzer, dessen Name dem Hause demnach geblieben ist, war Einer Namens „Spich-

werter".[1]) Dieser Name modificierte sich nun im Laufe der Zeit auf folgende Weise. 1386 kommt das Haus unter dem Namen „Spichwürters" Hus vor; 1416 heißt es „Spichwarts Hus"; 1422 „Spiwerters" Haus, 1435 „Spiwechters" Haus, zu welcher Wortform wohl die eigenthümliche baslerische Aussprache des r das Ihrige mag beigetragen haben; 1463 und die folgenden Jahre endlich „Spiwetters" Haus. Aus dem Wärter ist also ein Wart, ein Wächter geworden, bis das Wort sich im Laufe der Zeit in das endlich unverstandene „Wetter" abschliff. Was nun aber den ersten Theil des Wortes, die Sylbe Spi betrifft, so hat diese gar keine Verwandtschaft mit Spinne oder spinnen. Denn erstens ist Spinnwettern nicht die ursprüngliche Form, sondern ist, wie bemerkt, das Resultat einer in späterer Zeit auf ungeschickte Weise vorgenommenen schrift-deutschen Zustutzung; und wäre sie auch die ursprüngliche, ächte Form, so hätte eben so wenig daraus „Spiwetter" gebildet werden können, als der Mund unsers Volks aus einem Spinnrad, einer Spinnpuppe je ein Spirad, eine Spipuppe gemacht hat. Dem Worte „Spichwerter" sieht man es an, daß es ursprünglich kein Eigenname war. Vielleicht (ich sage absichtlich nicht mehr) ist die erste Sylbe mit dem Worte: spähen (spihari, die Späher; espion,

[1]) Daß dieses Haus wirklich das heutige Zunfthaus zu Spiwettern ist, ergiebt sich aus folgenden in hiesigen Jahrzeitenbüchern vorkommenden Bezeichnungen: horreum et area contigua dem rintor sita ex opposito domus dictæ „Spichwerters hus". — Spichwerters hus prope pontem Reni.

altfranzösisch espie) verwandt, und Wärter, Wart ist derjenige der auf etwas hinblickt, etwa auch von einer „Warte" herab die Gegend recognosciert (speculator). Eines Spichwerters Geschäft bestände demnach darinn zur Recognoscierung die Gegend zu durchspähen, wie dieß z. B. im Mittelalter von den an den Thoren der Städte angebrachten Warten geschah.

Baslerische Litteratur

vom Jahr 1852.

Vom

Herausgeber.

I. Theologie und Kirche.

Nachträge zur Litteratur von 1851.

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften von Dr. K. R. Hagenbach, Prof. der Theologie in Basel. Dritte, auf Grundlage der zweiten durchgesehene Auflage. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1851.

Dedication an die D. D. Lücke und Ullmann, Vorreden, Inhalt XII S. Text 418 S. 8. — Vergl. Kirchenblatt für die reformirte Schweiz 1852. Nr. 2. Reuters Repertorium für theol. Litteratur 1852. S. 204 ff.

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. Von Dr. K. R. Hagenbach, Prof. in Basel. Erster und zweiter Theil. Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1851.

Vorwort zur zweiten Auflage, Inhalt VIII S. Text 560 S. 8. — Vergl. unter anderm: Leipziger Repertorium von Gersdorf 1851. Bd. III. Heft 6. p. 281 sq.

Die Bibel oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments. Achtundvierzigste Auflage. Basel, bei der deutschen Bibel-Anstalt. 1852.

Altes Testament und Apokryphen 1079 S., neues Testament 308 S. 8.

Die Aechtheit der Evangelien erwiesen, zu Widerlegung des mythischen Systems von Strauß. Nebst einem Anhang. Basel 1852. Druck von Felix Schneider. 110 S. kl. 8.

Missionsharfe. Weck- und Ermunterungsstimmen an die evangelischen Christen Deutschlands und der Schweiz, von Christoph Friedrich Eppler. Zum Besten der Basler Mission. Basel 1852. Verlag der Buchhandlung von Felix Schneider. 264 S. 8.

Die Liturgie, nebst andern gottesdienstlichen Handlungen der Kirche. Zweiter Theil.

Liturgie der Irvingianer.

Zwei Predigten bei dem Abschiede von St. Georgen und dem Antritte in Brombach von Karl Friedrich Ledderhose Pfarrer in Brombach bei Lörrach. Basel, Verlag von Felix Schneider. 1852. (24 S. 8.)

Die kleine Maria, oder Gott in jedem Ding. Von Julie Buddicombe. Zwei Theile. Basel, Felix Schneider. 1852. (I. 54 S. II. 58 S. 12.)

Der wahre Protestant. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Mariott. Basel, Bahnmaiers Buchhandlung (C. Detloff). 1852. 8.

Es sind bis jetzt drei Hefte erschienen mit Aufsätzen von Ledderhose, Leonhardi, Kapff, Sander, v. Polenz &c. und vielen kleinern anonymen Mittheilungen.

Das Blutbad von Thorn im Jahr 1724. Ein Bild aus der Geschichte der Jesuiten von Karl Friedrich Ledderhose. Besonderer Abdruck aus „der wahre Protestant." Basel, Bahnmaiers Buchhandlung (C. Detloff). 1852. 36 S. 8.

II. Jurisprudenz.

Zeitschrift für schweizerisches Recht, herausgegeben durch Fr. Ott, gew. Bezirksgerichts-Präsident in Zürich, David Rahn, gew. Staatsanwalt in Zürich, J. Schnell, Civilgerichtspräsident und Professor der Rechte in Basel, und Fr. von Wyß Professor der Rechte in Zürich. Basel, Druck und Verlag von C. Detloff (Bahnmaier's Buchhandlung.) 1852. 8.

Von dieser Zeitschrift erschienen bis jetzt zwei Hefte mit Aufsätzen von J. Schnell, Fr. von Wyß, Fr. Ott, Dr. Rahn. Der Inhalt zerfällt in: I. Abhandlungen, II. Rechtsquellen, III. Rechtspflege und Gesetzgebung.

Der Prozeß auf Zollverschlagung des h. schweizerischen Zoll- und Handels-Departements gegen das Handelshaus Geigy und Bernoulli von Basel vor dem löbl. Polizeigerichte und dem h. Appellationsgerichte in Basel. Ein Beitrag zur Erkenntniß der dieses h. Departement leitenden Grundsätze und der dabei nothwendigen Stellung der Gerichte. Basel, J. G. Neukirch. 48 S. 8.

Das Bischofs und Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des XIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Wackernagel. Basel, in der Schweighauser'schen Universitätsbuchdruckerei 1852. 43 S. 4.

III. Medicin.

Mittheilungen des Schweizerischen Apotheker-Vereins. Unter besonderer Mitwirkung der Hrn. Apotheker J. J. Bernoulli, A. Gruner, F. Roder und F. Hübschmann. Redigirt von Chr. Müller, Apotheker in Bern, und Jos. Gastell, Dr. phil. in Zürich.

Dritter Jahrgang. Erstes Heft. Basel, Schweighauser'sche Ver lagsbuchhandlung. 1852. 64 S. 8.

IV. Philosophie.

Der ontologische Beweis für das Dasein Gottes und seine Ge schichte. Von Prof. Friedrich Fischer. Basel, Schweighau ser'sche Universitätsbuchdruckerei. 1852.

18 S. 4°. Hierauf folgt: Oeffentlicher Bericht über den an dem Pä dagogium zu Basel vom Mai 1851 bis zum April 1852 ertheilten Un terricht. X. S. 4.

V. Römische Litteratur.

Gai Salustii Crispi Catilina Iugurtha Historiarum Re· liquiæ etc. Recensuit *Fr. Dr. Gerlach.* Accedunt Histori· corum veterum Romanorum reliquiæ a *Car. Lud. Rot* collectæ et dispositæ. Basiliæ sumptibus et typis lib· rariæ Schweighauserianæ. MDCCCLII.

Dieses Werk ist jetzt vollständig. — Vergl. die Recension von Bäh in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur 1852. Nr. 47 ff.

VI. Deutsche Litteratur.

Geschichte der deutschen Litteratur von W. Wackernagel 1. Abtheilung, 3. Heft. Basel,- Druck und Verlag der Schweig hauser'schen Verlagsbuchhandlung. 1853.

VII. Geschichte.

XXX. Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1852. Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Detloff.) 34 S. 4.

Der Verfasser, Hr. Dr. Fechter, gibt uns eine aus den Quellen geschöpfte anschauliche und lebendige Darstellung, wie sich die alte Stadt Basel bis zum Erdbeben 1356 allmälig erweitert hat. Die Abhandlung zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Die Burg. 2) Die Stadt in ihrem ältesten Umfange. 3) Erste Erweiterung der Stadt. Die Mauern Burchards von Hasenburg. 4) Die Vorstädte. 5) Klein Basel. 6) Erste Ummauerung der Vorstädte. 7) Die Befestigung nach dem Erdbeben.

Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. IV. Inhalt: L. Munatius Plancus von Dr. K. L. Roth. Eine römische Niederlassung in Frick, Celtische Münzen aus Nunningen und eine Münze des Orgetorix, von Dr. Wilh. Vischer. Mit zwei lithographirten Tafeln. Basel, C. Detloff (Bahnmaier's Buchhandlung) 1852. 47 S. 4.

Die erste Abhandlung enthält eine treffliche und erschöpfende Monographie über den Mann, der Augusta Rauracorum gründete, wobei die Erklärung der Gaetanischen Inschrift in die Lebensgeschichte verwoben ist. Die Gründung der Kolonie Raurica wird ins Jahr 710 der Stadt (44 vor Chr.) verlegt. Bildung, humane Sinnesart, Beredsamkeit, Talent und Geschäftsgewandtheit waren dem Plancus eigen, aber er besaß nicht die sittliche Kraft, seine Ueberzeugung im Kampfe mit den Umständen festzuhalten.

Die zweite Abhandlung gibt sehr interessante Aufschlüsse über ein 1843 zu Frick entdecktes römisches Gebäude, bei welchem 17 römische Münzen und andere Geräthschaften gefunden wurden. Die Zerstörung desselben wird zwischen die Jahre 354 bis 357 gesetzt. In Nunningen, Kantons Solothurn, sind schon öfters keltische Münzen gefunden worden.

Basler Taschenbuch auf das Jahr 1852. Herausgegeben von Dr. Wilh. Theod. Streuber, Professor. Dritter Jahrgang.

Basel, Druck und Verlag der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung. VI. und 267 S. 12.

Anzeigen und Beurtheilungen enthielten: Basler Zeitung 1851 Nro. 306; Allgemeines Intelligenzblatt der Stadt Basel 1851 Nro. 308; Kirchenblatt für die reformirte Schweiz 1852 Nro. 2; Frankfurter Konversationsblatt 1852 Nro. 33 und 34; Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1852 Nro. 32 S. 500—503 (Recension von Prof. Kortüm).

Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Concilsversuch in Basel. 1482—1484. Von Jac. Burckhardt. 106 S. 8.

Fortsetzung der von der historischen Gesellschaft herausgegebenen „Beiträge zur vaterländischen Geschichte." Quellengemäß und in anziehender Darstellung wird hier das Leben und Treiben eines räthselhaften Mannes enthüllt, der in jenem „für unsere Stadt so glänzenden Jahrhundert jugendlicher Entschlossenheit und kriegerischer Größe" nach Basel gekommen war.

Die Zeit Constantin's des Großen. Von Jakob Burckhardt. Basel, Druck und Verlag der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung. 1853. VII und 512 S. 8.

Ein bedeutendes Werk, aus den Quellen geschöpft, aber nicht vorzugsweise für Gelehrte, sondern für denkende Leser aller Stände geschrieben. Es schildert klar, übersichtlich und anschaulich das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Diocletians bis zum Tode Constantins in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche. Die typographische Ausstattung ist elegant.

VIII. Militärwesen.

Schweizerische Militär-Zeitschrift. Achtzehnter Jahrgang. 1852. Herausgegeben und redigirt von Hauptm. Hans Wieland. Mit lithogr. Plänen und Abbildungen. Basel, Druck und Verlag de Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung.

Schweizerischer Militär=Almanach auf das Jahr 1853. Herausgegeben von J. Leemann. Mit Plänen und Kunstbeilagen. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Bajonett=Fecht=Unterricht. Zusammengestellt von L. Hindenlang, Major. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung. 1852. 28 S. kl. 8. mit vielen lithogr. Tafeln.

IX. Populäre Litteratur.

Der Schweizerische Hausbote. Kalender auf das Jahr 1853 von Theod. Meyer=Merian. Mit Illustrationen, gezeichnet von F. Walthard, ausgeführt im kalkotypischen Institut von C. Behr in Berlin. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung. 152 S. 8.

Kein Kalender gewöhnlicher Art. Gediegener Inhalt, körnige Sprache, anziehende Darstellung. In Auffassung und Ausdruck gelungener Anschluß an Hebel und W. O. von Horn.

Bilder aus dem Arbeiterleben, oder: Wie gelangt ein Volk zu wahrer Bildung? Beantwortet durch Zuschriften von dreiundzwanzig englischen Arbeitern an einen schweizerischen Handwerkssohn. Mit einem Vorwort von M. S. C. Kapff, Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart. Basel, Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff). 1852. 113 S. 8.

Festbüchlein. Eine Sammlung von Betrachtungen, Erzählungen, Lebensbeschreibungen und Gedichten für Schulen und Familienkreise. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Büchner. Zweite Auflage. Basel, Druck und Verlag von C. Detloff. 1852. 340 S. kl. 8.

Aus dem Leben des M. Philipp Friedrich Hiller, Pfarrers von Steinheim, von Karl Friedrich Ledderhose. Basel, Druck und Verlag von C. Detloff. 1852. 30 S. kl. 8.

X. Poesie.

Der Tag von St. Jakob. Ein Gedicht von Otto Roquette. Stuttgart und Tübingen. Cotta'scher Verlag 1852. 131 S. 12.

Ohne genauere Kenntniß der Geschichte und Lokalitäten bietet uns der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" hier eine Poesie, die mehr lyrischer als epischer Natur ist. Doch herrscht im Ganzen bei ziemlich reinen Formen eine edle Gesinnung und Auffassung. Im Prolog heißt es:

Ich führ' euch in ein Land der alten Sitte,
Wo an dem Heiligen die Brust noch reich.
Beschrieben oft, und hundertmal besungen.
Doch ist's ja stets von neuem Glanz umschlungen,
Wenn schön das Edle tritt in unsre Mitte.

Die drei Schwestern, Margaretha, Chrischona und Otilie. Ein allemannisches Gedicht von L. F. Dorn, Pfarrer in Weil. Basel, Offizin von Felix Schneider. (11 S. 8.)

Nachahmung von Hebel in nicht übel gelungenen Hexametern.

Gedichte von Friedrich Lachenal. Basel, gedruckt bei C. Detloff. 1852. 91 S. 8.

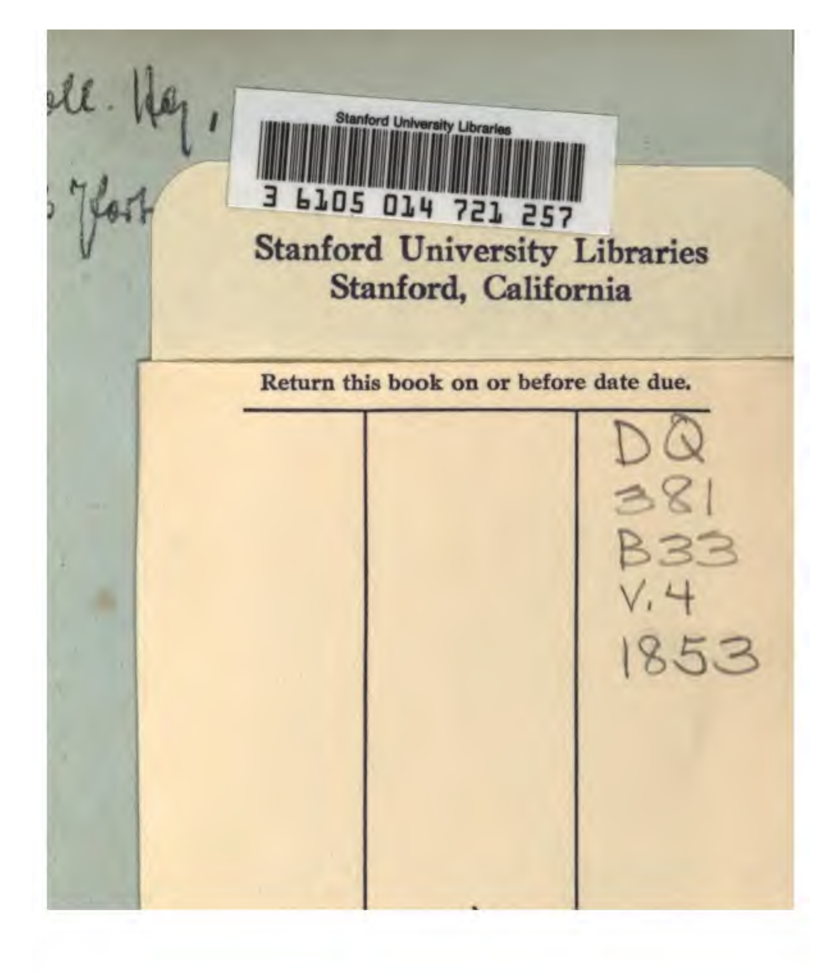
Alpenrosen auf das Jahr 1853. Herausgegeben von A. E. Fröhlich. Mit Beiträgen von Jerm. Gotthelf, K. R. Hagenbach, Ed. Dößekel, M. A. Feierabend, G. Hoffmann, Fr. Isenschmied, Fr. Kruter, Th. Meyer-Merian, B. Reber. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Zukunft des Herrn! Lieder und Gesänge von J. J. Schneider, Evangel. Pfarrer. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung. 1852. 120 S. 8.

XI. Kunst.

L'Alsace et Bâle artistiques. Vingt planches de la grandeur de la France monumentale, dessinées d'après nature et lithographiées avec teintes par *Félix Voulot*.

Das erste Blatt stellt den Dom von Thann dar, das zweite eine Ansicht von Straßburg.



Stanford University Libraries
3 6105 014 721 257
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
DQ
381
B33
V.4
1853

